Der Sohn der Kammerherrin.

Ich bin der verschenkte Knabe
aus kastilischem Geschlechte,
das ich nicht zu nennen weiß.
(Die Schuld von Müllner.)

Erstes Kapitel.

Herr Schnings.

Herr Schnings wohnte, da es seine beschränkten Verhältnisse nicht anders zuließen, in einer entlegenen Straße bei einem Leichenbitter. Diesem bezahlte er monatlich drei Thaler und besaß dafür eine armselig genug ausmeublirte Stube. Nebenbei aber hatte er auch noch den Mittagstisch bei dem Leichenbitter, dessen Sohn er dafür täglich zwei Zeichenstunden gab. So konnte Herr Schnings billig und angenehm leben und brauchte, da er mehr als einmal des Tages eine Mahlzeit zu sich zu nehmen für Verschwendung hielt, für Essen und Wohnung nur drei Thaler zu entrichten; aber auch diese konnte er zu Zeiten nicht erschwingen. Wenn nun ein solcher unangenehmer Fall eintrat, so quälte Herr Schnings 'mit seiner süßesten Stimme den Leichenbitter so lange, bis dieser sich selbst oder ein anderes Glied seiner Familie, die Katze Putz und den

Kanarienvogel Cyprian mit eingerechnet, von ihm abkonterfeien ließ, natürlich für den fehlenden Tribut der drei Thaler. Da ein solcher Umstand aber im Verlauf der fünf Jahre, während welcher Herr Schnings schon bei dem Leichenbitter wohnte, öfter vorgekommen war, so war die Familie des Leichenbitters nach und nach erschöpft worden. Zuletzt aber reussirte Schnings mit der Lieblingspfeife des Herrn Zähringer, so hieß der Leichenbitter, die er sehr künstlich mit all ihren verschiedenen Färbungen, von dem feinsten Rehbraun bis zu dem dunkelsten Kaffeebraun, das in drohenden Wolken auf ihr schwebte, abgemalt hatte. Eigentlich sah diese gemalte Pfeife aus wie eine jede andere Pfeife auch, als aber der Maler mit zierlichen gothischen Buchstaben darunter gesetzt hatte: „Die Pfeife des Herrn Zähringer", da traten diesem vor Rührung die Thränen in die Augen, nicht allein in das linke, in das er sie mindestens fünf Mal des Tages während seiner Geschäftsgänge treten ließ, — nein, sie traten, so erhaben war der Augenblick, in beide Augen zu gleicher Zeit und verloren sich langsam herabträufelnd in die Schleife seiner weißen Leichenbitterhalsbinde.

„Das ist Ihr Meisterstück", sagte der ehrliche Mann dabei. „Tragen Sie es hin auf die Akademie, Herr

Schnings, und sagen Sie den Professoren, das sei Ihr Meisterstück, das Stipendium nach Italien gehöre Ihnen. Denn wenn Sie eine solche Pfeife gemalt hätten, könnten Sie auch nach Rom gehen und den Herrn Pabst malen. Vergessen Sie auch nicht dabei zu sagen, das habe ich, der Herr Zähringer, der Leichenbitter, gesagt, der seine Pfeife doch am Besten kennen müsse und am Besten wisse, ob sie ähnlich sei oder nicht. — Ja, ja, das muß ich doch am Besten wissen", fuhr Herr Zähringer, der sich zu ereifern begann, fort, „ich, der ich doch eigentlich die Pfeife zu dem gemacht habe, was sie ist; ich, der ich jeden Zug in ihrem lieben, geräucherten Antlitz kenne, jedes Wölkchen, das auf ihrer Stirne lagert, studirt habe! O, wie himmlisch Sie Alles wiedergegeben haben! Die silberne Preismedaille, was sage ich, ein Orden gebührt Ihnen für diese Pfeife. Ewig bin ich Ihnen zu Danke verpflichtet, werther Herr Schnings", sprach der Leichenbitter weiter. „Das Herz würde mir brechen, das fühle ich jetzt erst, müßte ich mich jemals von meiner Pfeife trennen. Wie leicht aber, trotz aller Vorsicht, kann so eine Pfeife zerbrechen. Ich zittere bei dem Gedanken, wie leicht kann sie, die treue Gefährtin meiner Abendstunden, wenn ich mich ausruhe von dem

unerquicklichen, aber um so einträglicheren Tagewerk, wie leicht kann sie ihr zartes Porzellanleben aushauchen in unsanfter Berührung mit einem härteren Gegenstand, als sie ist! (Einmal geflickt ist sie ohnedies —) Ich müßte mich dann selber zu ihrer Leichenfeier bitten — mit blutendem Herzen —" und instinctiv traten Herrn Zähringer bei dem Gedanken zwei Thränen in das linke Auge; er wischte sie mit der Rückseite seiner Hand ab und fuhr fort: „Wenn nun auch dieser unglückliche Fall eintreten sollte, so bin ich jetzt getröstet. Ihre Pfeife ist so natürlich gemalt, daß ich, wenn das Bild an der Wand hängt, immer glauben werde, sie nur so herunter nehmen zu können, um von Neuem aus meiner Lieblingspfeife mit dem rothen Bande zu rauchen!"

Herr Schnings hatte Herrn Zähringer durch das Malen seiner Pfeife mehr gerührt, als durch das seiner Familienglieder; ja, Herr Zähringer würde Schnings in Folge dessen sogar adoptirt haben, wenn sich nicht Madame Zähringer in's Mittel gelegt hätte, die schon an ihren eigenen fünf Kindern genug hatte; obgleich es dem kleinen Maler gar nicht unangenehm gewesen wäre, sich Schnings-Zähringer nennen zu dürfen, da er alsdann drei Thaler monatlich für alle Ewigkeit gespart hätte.

Schnings war von Natur aus mit Talent begabt, das konnte ihm selbst sein ärgster Feind (wenn der kleine, schmiegsame Maler überhaupt Feinde gehabt hätte) nicht abstreiten. Er portraitirte vorzüglich und besaß Phantasie, die, wenn er seinen eigenen Gedanken frei nachhing, in höchste Zügellosigkeit ausartete. Dies hatte auch der Literat Vogel mit scharfem Kennerblick herausgefunden, und wenn er dem Maler auch nicht sehr freundschaftlich zugethan war, so machte es ihm doch Vergnügen, den Kleinen zu Zeiten auf irgend einen Stoff aufmerksam zu machen, den er für ein Bildwerk geeignet hielt; so zum Beispiel hatte er Schnings den Vers aus einem Freiligrath'schen Gedichte zur Darstellung empfohlen, der also lautet:

Versprengt von ihrer Schaar sah ich Nomadenfürsten;
Am Boden lag ihr Pferd.
Sie schauten grimmig aus nach einer Karavane;
An ihrem prächt'gen Gurt hing wimmernd die Sultane,
Nachschleifend wie ein Schwert. —

Schnings erkannte sofort den Werth dieses Stoffes und entwarf noch in Gegenwart Vogels die erste Skizze, die von genialer Auffassung etwas Gutes versprach.

Wüste — am Boden liegt das Araberpferd, noch einmal lechzend den Kopf mit langem Halse emporrich=

tend nach dem Gebieter — der hat den rechten Fuß auf den Leib seines Rosses gesetzt und späht verzweifelnd mit düsterem Auge in die Ferne, an seinem Gürtel aber hängt, mit weißen Fingern krampfhaft eingekrallt, ein wunderbar schönes Weib, ihre langen Gewänder schleifen im Wüstensande. —

Bei diesem Entwurfe blieb es. Schnings hatte nicht Energie genug, einen solchen Stoff zur Ausführung zu bringen, er bebte vor der Aufgabe, sich einen Namen zu machen, zurück. Da er mit seinen kleinen Verdiensten und verschiedenen Unterstützungen nothdürftig leben konnte, ließ er sein Leben in den natürlichen engen Grenzen dahinsickern, ohne den Versuch zu machen, dieselben zu überschreiten.

So hätte er gelebt bis an sein Ende und dennoch stets in seiner Seele das Bewußtsein gehegt, daß er zu einer großen Künstlerlaufbahn geboren sei, wenn ihn nicht plötzlich ihm bis dahin noch unbekannte Gefühle erfaßt hätten. Schnings hatte sich eines Tages, Baumschlag zeichnend, im Park herumgetrieben und, wie schon bekannt, dort die Gräfin Karioly gesehen. Der Anblick Maria's erweckte den Dämon einer glühenden Leidenschaft in seinem Innern. Das Bild der Gräfin verfolgte ihn überall. In einer stillen Nacht beschloß

er Alles daran zu setzen, ein großer Maler zu werden und dann mit Erfolg um die Dame seiner Liebe zu werben. Mit solchen Gedanken folterte er sich und kam zu dem Resultat, zunächst Geld anschaffen zu müssen, um tüchtig arbeiten zu können. Woher aber Geld nehmen? Drei Tage trug er diese Frage in sich herum, da kam ihm ein Gedanke und der Held dieses Gedankens war Leonard Ben Jussuf. Durch Meinhold war ihm die Existenz dieses eigenthümlichen Menschen bekannt geworden, und er beschloß, ihm eines seiner Bilder: die Findung Moses' (das, nebenbei bemerkt, Nichts mit der wunderbaren Schöpfung des Delaroche gemein hatte) zum Verkaufe anzubieten. Er schritt sofort zur Ausführung dieser Idee, nahm das Bild unter den Arm und wanderte nach dem Südthore zum Hause Leonard Ben Jussuf's. Zuerst wollte ihn Attila, der Wächter des Hauses, nicht einlassen, als aber Schnings ihm begreiflich machte, daß er ein Maler sei, wurde er von Attila, welcher, seitdem Meinhold im Hause ab und zu ging, eine hohe Meinung von diesen Künstlern hatte, sofort angemeldet. Leonard ließ Schnings vor sich führen und empfing ihn, auf einem Divan sitzend, freundlich und herablassend.

„Der Maler Meinhold hat mir den Rath gegeben,

Ihnen, Herr von Jussuf, dies Bild anzubieten, indem, wie er mir versicherte, Sie des Gedankens wegen schon das wärmste Interesse dafür fühlen würden!" sagte mit bebender Stimme Schnings, der keinen anderen Weg fand, sich bei dem Alten einzuführen. Er stellte das Bild in ein günstiges Licht und Leonard erhob sich, um es einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen.

„Die Auffindung Moses', des Juden!" kritisirte der Alte. „Die Tochter Pharaonis wandelt zwischen dem Schilfe des Nils! Alte Erinnerungen werden in mir wach — die Zeit war schön, wo auch ich im Schilfe des Nils lag und träumte; die Wasser rauschten und die Nilpferde schwammen lustig daher. Sie hätten mehr Wasser malen sollen, junger Freund! und sich erst Rath holen bei mir über den Nil im Allgemeinen!"

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, Herr von Leonard!" sagte Schnings mit einem tiefen Bückling, „wenn Sie sich in der Folge meiner mit Rath und That annehmen wollten!"

„Das will ich!" rief Leonard. „Bei Gott! Wenn Sie wieder den Nil malen, will ich Ihnen die Farben mischen!"

„Das Bild hat also Ihren Beifall nicht?“ seufzte Schnings traurig.

„Doch! doch!“ rief Leonard. „Es gefällt mir in manchen Theilen sehr. Die Augen der Prinzessin sind sehr gut getroffen. Aecht ägyptischer Schnitt! Und die kleine Judennase des Moses ist allerliebst charakterisirt! Was verlangen Sie für die Augen der Prinzessin und die Judennase des Moses?“

„Herr von Jussuff ist ein so feiner Kenner“, flüsterte der Maler, „daß er besser wie ich den Preis des Bildes bestimmen kann.“

Leonard überflog den kleinen Maler mit einem freundlichen aber prüfenden Blick. Er sah das wallende Haar, das magere Gesicht, den abgetragenen Schnürenrock und holte aus seinem Schreibtisch eine Geldrolle. „Hier, junger Freund“, sagte er, Schnings die Rolle in die Hand gleiten lassend. „Hier sind 40 Ducaten, ich denke, das wird Ihnen genügen.“

Schnings machte die tiefsten Verbeugungen und begleitete sie mit unerhörten Lobsprüchen auf den Alten. Dieser klopfte ihm freundlich auf die Schulter und ladete ihn ein, doch in der Folge seine Besuche zu wiederholen. Schnings empfahl sich und eilte mit klopfendem Herzen nach Hause. Dort öffnete er die Rolle. So=

viel Gold hatte er noch nie beisammen gesehen. Als er sich genug an seinem Anblick gelabt hatte, verbarg er es in einer Spinde. Er wollte sparsam damit umgehen. Diese Goldstücke sollten dem kleinen Maler Schnings die Zeit geben, Werke zu schaffen, mit denen er um das Herz der Gräfin Karioly werben wollte.

Zweites Kapitel.

Die Mönche.

Ein Goldstück hatte Herr Schnings von den übrigen getrennt. Er trug es zu einem Wechsler und ließ sich kleine Silbermünze dafür geben. Man sollte den Schein des Goldes bei dem armen kleinen Maler nicht sehen. Als er seinen Geldbeutel mit dem Silber angefüllt hatte, kaufte er sich Taback, viel Taback und wanderte, sich mit innigem Wohlbehagen eine kurze Pfeife anbrennend, zum Thore hinaus nach der Rosenkneipe, wo Schiefling und Vogel einen neuen Künstlerverein gründen wollten. Als Schnings in das Zimmer eintrat, war Alles schon im besten Zuge, die Gesellschaft war zahlreich und die Biergläser standen in langen Reihen auf den Tischen.

Zum Präsidenten hatte man vorläufig Schiefling bestimmt, und gerade als Schnings Platz nahm, erhob sich dieser und begann eine feierliche Rede voll Bombast

und Ueberschwänglichkeit, angefüllt mit Citaten aus Trauerspielen und sonstigen Werken. Er sprach ernst und gehoben, setzte den Zweck ihres Beisammenseins den Bundesgenossen feierlich auseinander; er explicirte, daß sie einen Verein gründen wollten, dessen eifriges Streben es sein sollte, die Kunst in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen, sich nicht dem Geschmacke der Zeit sclavisch zu verkaufen, sondern den eignen freien Weg zu gehen, wie er ihnen von dem Gefühle und der Ehre vorgeschrieben sei. Er wies dann auf die andern in den Weltstädten bestehenden Künstlervereine hin, entwickelte die Thätigkeit derselben in wohlgesetzter Rede, lobte und tadelte, schlug Manches zur Nachahmung vor und verwarf Manches; endlich schloß er mit der wichtigen Frage, welchen Namen der Verein der Welt gegenüber führen solle. Diese wichtige Frage fing denn auch sofort an, die ganze Genossenschaft auf das angelegentlichste zu beschäftigen. Der Eine schlug als Name „Loge" vor, der Andere, dessen Denkungsvermögen schon unter dem Einfluß der Bierkanne gelitten hatte: „Spundloch", ein Dritter „Horde", ein Vierter (Schnings) „Tonkammer"; „denn", meinte er, „ein jeder Vertreter der Künste, der dem Verein zugehöre, brauche einen gewissen Ton, der Maler, der Dichter,

der Musiker, ja selbst der Bildhauer.“ Keiner dieser Namen wurde jedoch durch Stimmenmehrheit acceptirt. Da sprang endlich Vogel auf und schrie: „Meine Herren, ich habe es. Einer von uns selbst muß den Verein über die Taufe heben, und dieser Mann ist Niemand anders als Otto der Mönch. Nach ihm wollen wir uns nennen! ‚Mönche‘ wollen wir heißen. Wir wollen uns diesen Namen beilegen und ihn als ächte Priester der Kunst mit Ehren tragen. Wir wollen, wenn es unsere Mittel erlauben, einen Tempel bauen für uns und unsere Werke, ein Kloster auf dem Michelsberg errichten, wo wir wohnen und ganz unserer Kunst leben und arme Genossen, die unserem Orden beitreten wollen, darin aufnehmen und pflegen. Die ‚Mönche‘ wollen wir uns nennen, und Otto, der erste dieses Namens, muß uns über die Taufe halten.“

Das Originelle in Vogels Worten bestach die Versammlung, zumal ihm Schnöberle mit großem Geschrei beistimmte. Der Name „die Mönche“ wurde mit Stimmenmehrheit angenommen.

„Nun aber die Taufe!“ rief Vogel, welcher das Ganze gern auf ein burleskes Feld gezogen hätte. „Otto muß uns nach seinem Namen taufen!“

Dieser, welcher vorher für den Namen „Spundloch“

geschwärmt hatte, stülpte sich eine Mütze verkehrt auf den Kopf, warf einen langen schwarzen Mantel um, kletterte trotz der Schelle des Präsidenten auf den Tisch und begann, nachdem er sein Hahnengeschrei ausgestoßen hatte, die Taufpredigt. Er sprach witzig und mit Geist, schließlich aber hätte er beinahe dem Präsidenten Schiefling, als verkörpertem Verein und zur Taufceremonie gehörig, ein Glas Bier über den Kopf gegossen.

„Nun der Verein einen Namen hat", begann Schiefling, nachdem Otto der Mönch vom Tische gesprungen war, „muß er auch ein Motto, einen weisen Spruch irgend eines von den geheimen Kräften der Natur bevorzugten Mannes führen. Ich frage die ehrsame Gemeinde, ob sie mir beistimmt."

Alle riefen: „Ja!"

„Schreiten wir zur Wahl eines Vereinsmotto's!"

„Ich schlage vor: ‚Ernst ist das Leben, heiter die Kunst!" sagte Einer. „Mit der logischen Folgerung, daß wir uns nach dem genossenen Ernste des täglichen Lebens hier erheitern wollen!" und trank ein Glas Bier.

„Würdig, meine Herren, würdig!" ermahnte Schiefling.

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst!" schrie Andreas. „Ich stimme ganz diesem Motto bei. Beim

Breughel, weshalb soll dieser ausgezeichnete Spruch nicht das Motto der Mönche sein?"

„Suchen wir im Shakespeare nach!" rief Schiefling. „Ich ziehe Shakespeare vor!"

„Terrorismus! der blasse Terrorismus!" schrie Vogel aufspringend. „Schiefling will einen drückenden Einfluß auf die Gesinnungen der Vereinsmitglieder ausüben. Duldet es nicht!"

„Ich bitte mir Ruhe aus!" brüllte Schiefling, die Schelle wild über seinem Haupte schwingend.

„Terrorismus!" heulten die Mönche im furchtbaren Chorus.

„Brauchen wir überhaupt ein Motto?" rief Schnöberle. „Ich hasse die Mottos. Ein berühmter Dichter, der mein Freund war, nannte sie falsche Vorstecknadeln, Dinger ohne Werth. Weshalb sollen die Mönche ein Motto führen? Weshalb? frage ich. Weshalb sollen sie durch ein Motto wie gefangene Schmetterlinge festgespießt werden? Nieder mit dem Motto!"

„Nieder mit dem Motto!"

„Nein!" schrieen Andere. — „Ein Motto muß der Verein haben, das giebt demselben, wenn es über der Thür im bunten Wappenschild gemalt hängt, ein besonderes würdevolles Ansehen!"

„Suchet im Shakespeare!“ rief Schiefling. „Nehmt

> Wir sind geboren,
> Um Bildung dem verworr'nen Stoff zu geben —“

oder auch:

> „Der ich bin standhaft wie des Nordens Stern,
> Deß unverrückte, ewig stäte Art
> Nicht ihres Gleichen hat am Firmament!“

„Bravo! Bravo!“

„Ich ziehe Schiller vor!“ schrie Vogel. „Was meint Ihr zu:

> Was unsterblich im Gesang soll leben,
> Muß im Leben untergehn!“

„Nur ein Literat redet von Gesang!“ schrie der Präsident heftig. „Wir reden von Pinselführung!“

„Ja!“ schrie ein junger Historienmaler. „Wir wollen an die Thüre schreiben: ‚Die Mönche‘ und darunter ‚Anche noi siamo pittori!“

„Was!“ erwiderte Vogel. „Sie reden verächtlich von Literatur und Gesang, Sie heben die Pinselführung als dominirend hervor, Sie wollen einen trivialen Malerspruch zum Motto adoptiren, während der Verein die gesammten Künste vereinen soll, Sie wollen einen Malerverein gründen? Ei, was haben wir denn hier noch zu suchen? Komm, Schnöberle

komm, wir wollen uns hier nicht in den Pinselverein eingedrängt haben!“

Die beiden Literaten brachen auf. Die Maler hatten sich in wildem Tumult erhoben. Man redete gegen Schiefling, man ließ einen allgemeinen Künstler-verein leben. Man schrie, daß die Literaten nicht gehen dürften — man schnitt ihnen den Weg zur Thüre ab, man schleifte sie wieder auf ihre Plätze.

„Ich schlage eine Einigung vor!“ begann Andreas, als die Ruhe wieder hergestellt war. „Wir wollen als Motto die Worte nehmen: ‚Verein ohne Motto‘!“

„Hurrah!“ schrie man. „Das ist ein origineller Gedanke! Angenommen! Angenommen! Hoch Andreas!“

„Meine Herren!“ begann nun Schiefling. „Sie sehen, wie schwer ein Verein, wie dieser, zu lenken ist, wie schwer es ist, die Ruhe zu erhalten, wie schwer, die einzelnen Gemüther zu einem harmonischen Einklang zu bringen. Drei Stunden haben wir zugebracht, einen Vereinsnamen und ein Motto zu wählen. Meine Herren, das ist mir zuviel, ich danke für das Amt eines Priors der Mönche!“

„Schiefling will abdanken! Das darf man nicht

dulden! Er muß bleiben! Er muß! Schiefling bleibe Präsident!"

Schiefling fügte sich der allgemeinen Stimme.

„Ein jeder Verein, meine Herren", sagte er, „hat eine Gesetze, und auch wir, die Mönche, müssen die unsrigen haben; aufgebaut auf den Grundlagen der Ehre und des künstlerischen Bewußtseins, die ein festes Band um uns schlingen und uns zu einem Körper machen!"

„Ja, wir wollen uns Gesetze geben! Zum Entwurf! Zum Entwurf der Mönchsstatuten!"

„Wählt einen Secretair!" rief der Präsident.

„Laßt die Literaten losen!" sagten mehrere Stimmen.

Dieser Vorschlag wurde befolgt, das Loos traf Schnöberle. Der Literat zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche.

„Schreiten wir zu dem ersten Paragraphen!" sagte Schiefling.

„Vor allen Dingen nehmt den Satz auf," rief ein Landschaftsmaler eifrig, „daß keine Frauen Mitglieder des Vereins werden dürfen!"

Ein Gemurmel ging durch die Reihen der Mönche.

„Wir sollen doch nicht etwa das Cölibat bei uns einführen?" fragte Vogel. „Was würde zum Beispiel

Otto der Mönch anfangen, wenn er als Vereinsmitglied nicht an die Baronin Martigny denken dürfte?"

„Nein", äußerte ein Thiermaler, „die Frauen dürfen nicht ausgeschlossen sein. Wie, wenn nun Rosa Bonheur in unseren Club aufgenommen werden wollte und wir müßten ihr eine abschlägige Antwort ertheilen!"

„Mönche!" rief der Präsident. „Wir müssen auch Frauen aufnehmen können! Sie sind edle Wesen und würden unseren Zusammenkünften einen besonderen Liebreiz verleihen. Der Satz, betreffend den Ausschluß der Frauen, ist nicht anzunehmen!"

„Abgeschlagen!" hieß es allgemein. „Es leben die Weiber!"

„Schlagen Sie einen andern ersten Paragraphen vor, meine Herren!"

Vogel erhob sich: „Als § 1 würde ich folgenden Passus aufstellen: Schlafen ist nicht gestattet!"

„Nein!" schrie Otto der Mönch. „Ich protestire! Schlafen muß erlaubt sein. Ich schlafe gern! Und die Getränke führen mich so leicht in das Land der Träume. Ich muß schlafen können, wann ich will!"

„Meine Herren, ich schlage vor, daß wir Otto dem Mönch, dem Ersten dieses Namens, eine Wiege zimmern lassen!"

„Zieht Otto dem Mönch die Kutte in Gestalt einer Schlafmütze über die Ohren!“

„Schlafen soll nicht gestattet sein!“

„Nein! Nein!“

„Otto der Mönch!“ sagte der Präsident, „trotz Deiner Einrede ist als erster Paragraph ‚Schlafen ist nicht gestattet!‘ angenommen! Der zweite Paragraph meine Herren, müßte nach meiner Ansicht die Zeit und die Stunden unserer Zusammenkünfte regeln; ich schlage vor, daß dieselben jeden Freitag, Abends von 8 Uhr bis —“

„Feierabend!“ tönte eine schnarrende Stimme von der Thüre her und eine spitze Nase unter einem Schutzmannshelm lugte in's Zimmer hinein.

Die Mönche sahen sich an, standen auf, zahlten und gingen. Als sie durch die öden Wege zwischen den Gärten der Stadt zuzogen, fühlten sie sich bewogen, dem Präsidenten eine Ovation zu bringen und stimmten daher einen Kanon an.

„Es lebe Herr Schiefling,
Herr Schiefling soll leben!“

Drittes Kapitel.

Calembourg.

Seit jenem Tage, wo der Baron Kroatenküker und die Baronesse Bunt sich gegenseitig jene kleinen amüsanten Geschichtchen erzählt hatten, war der Baron sehr nachdenklich geworden. Er zweifelte nicht daran, daß Cordelia ihre Drohung wahr machen und seiner Verbindung mit Fanny Naphtali hindernd in den Weg treten würde, wenn er das mütterliche Verlangen, welches sie seit einiger Zeit beherrschte, nicht befriedigte. Wie aber konnte er dieses thun? Das war der Gegenstand, welcher ihn auf die empfindlichste Weise quälte.

In einer rechtlichen Weise konnte er seine Bundesgenossin nicht zufriedenstellen, zufriedenstellen mußte er sie aber, wollte er in den Besitz der Tochter des Banquiers kommen, deren Geld ihn allein in der Stellung, die er in der Welt einnahm, noch halten konnte. Dreißig Tage hatte er der Baronin als Frist

für sich bestimmt, und dreißig Tage schienen ihm, nachdem die Hälfte derselben erfolglos unter steter Gedankenfolter verstrichen war, eine sehr kurze Frist. Er suchte Meinhold auf, um sich im Umgange mit ihm etwas zu zerstreuen. — Der Baron holte den Maler von seinem Atelier ab und beide gingen nach einem öffentlichen Garten.

„Wie befindet sich Ihre Braut?“ fragte der Baron, nachdem sie sich niedergelassen. „Dies schöne Mädchen, das bald nun Ihre Gattin sein wird.“

„Sie näht an ihrer Aussteuer!“ erwiderte der Maler trocken.

„Ich beklage diese Heirath!“ fuhr der Baron fort. „Sie kommt mir im höchsten Grade ungelegen. Ich habe mich so an Ihren Umgang gewöhnt, daß es mir sehr nahe gehen wird, Sie zu vermissen — mir ebenso, wie der Gräfin Maria.“

„Aber“, erwiderte der Maler, „aber Herr von Kroatenküker, aus welchem Grunde soll ich die Kreise, die sich mir so gütig erschlossen, nach meiner Verheirathung meiden?“

„Nun — Ihre Frau — —“

„Ah!“ rief Meinhold, gereizt lachend. „Meine Frau! Sie ist freilich nicht von Adel! Daran dachte ich nicht.“

„Sie mißdeuten mich, Herr Meinhold!" sagte Herr von Kroatenküker schnell. „Ihre Gattin wird die schönste Blume in dem Salon der Gräfin Maria sein. Sie wird an keinem festlichen Abend fehlen dürfen — die Frau des Malers Meinhold!"

„Mein Weib wird Ihnen wenig behagen, Baron", sagte Meinhold ironisch. „Sie ist ein einfaches Bürgermädchen, Gretchen Feurig, und wird dies einfache Gretchen Feurig bleiben in allen Lagen des Lebens. Sie ist eine Feindin unzeitiger Huldigungen und kann nicht süße inhaltslose Worte mit gleichen belohnen."

„Ich weiß", rief Kroatenküker. „Sie ist eine Perle, die ich sehr hoch schätze. Weshalb haben Sie Gretchen nicht schon längst in dem Hotel Karioly eingeführt?"

„Weil mich Niemand dazu aufforderte!"

„Sehr natürlich, da Sie Ihre Verlobung geheim hielten; nur durch Zufall habe ich selbst sie erfahren. Entziehen Sie uns Margarethe nicht länger!"

„Gretchen paßt nicht in den Salon!" erwiderte Meinhold. „Sie ist für das Haus erzogen. In dem Atelier des Malers Franz Meinhold ist sie am Platze, da ist sie schön, fröhlich, voll Anmuth und Natur; auf dem Parquetboden des Salons, auf welchem Baron Kroatenküker so sicher als Eingeborener umherhüpft,

würde sie als Fremde scheu und furchtsam erscheinen, und wäre die Verlegenheit auch überwunden, ihr stolzer Gang würde auf den glatten Dielen der vornehmen gesellschaftlichen Mensur leiden, ihr Lachen zum affectirten Mundverziehen werden. Ich aber will mein Mädchen behalten, wie der liebe Gott sie schuf, und führe sie deshalb, wenn's hoch kommt, auf Künstlerfeste, wo sie hinpaßt und wo sie Niemand, wie vielleicht anderswo, mit spöttischen Blicken mustert."

Kroatenküker biß sich auf die Lippen.

„Es wird Ihnen nichts helfen, bester Meinhold!" sagte er. „Sie werden mir doch eine Einladung zu meiner demnächstigen Vermählungsfeier nicht abschlagen."

„Sie verheirathen sich auch?" fragte Meinhold erstaunt. „O, dann brauche ich mir keine Vorwürfe mehr von Ihnen wegen meines Heimlichthun machen zu lassen."

„Ich bin vorerst noch zum Schweigen gezwungen", sagte der Baron im scherzenden Ton. „Ich kenne, bei Diesem und Jenem, noch kein Geschöpf, welches ich als Baronin heimführen möchte!"

Schon während dieser letzten Worte des Barons hatte Meinhold den Literaten Vogel bemerkt, der sich an einen Baumstamm lehnte und Kroatenküker mit

feindlichen, höhnischen Blicken betrachtete. Plötzlich drehte sich jetzt, wie durch irgend einen Magnet angezogen, Kroatenküker herum und seine Blicke fielen auf Vogel. Vogel grüßte den Baron mit tadellosem Anstand und schritt auf den Tisch zu, an welchem dieser und Meinhold saßen. Eine Idee zuckte durch das Hirn Kroatenkükers. Er sprang auf und eilte Vogel entgegen.

„Habe Sie seit undenklichen Zeiten nicht gesehen, Herr Vogel!“ redete er den Literaten an. „Ich glaube zum letzten Male auf dem großen Ball beim Obrist von Bendorf, mit dessen Tochter Sie so leidenschaftlich tanzten. Sie sah aus wie eine Juno!“

„Sie irren!“ erwiderte Vogel. „Ilma von Bendorf war das Abbild der Diana! Die Göttin Juno ist Gretchen Feurig!“

„Selbst die Dichter preisen den Reiz Ihrer Braut!“ rief Kroatenküker, sich zu Meinhold wendend. „Und Sie wollen uns dieselbe entziehen?“

„Dichtern und Malern“, erwiderte Meinhold, „erscheint zu Zeiten Etwas äußerst reizend und verlockend, was anderen verständigen Christen langweilig und nüchtern erscheint!“

„Sie lästern!“ flüsterte der Baron. „Hat mich

nicht das Bild der schönen Margarethe beim ersten Anblick auf das Tiefste ergriffen und entzückt?"

„Der Baron ist von Gretchen behext", sagte Vogel unverschämt, indem er ein Glas Wein trank. „Du mußt ein wachsames Auge auf Deinen Schatz haben, sonst stiehlt Dir der Baron denselben mit seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit!"

Kroatenküker hielt die Lorgnette vor seine Augen.

„Herr Vogel!" begann er nach einer Pause. „Ich freue mich sehr, Sie hier getroffen zu haben, da ich an Ihren literarisch gebildeten Geist eine Frage stellen möchte. Mein Neffe, der in Bonn den Umgang studirt, hat mir eine halbvollendete Novelle geschickt, die mich sehr ergriffen und interessirt hat; nur ist es zu bedauern, daß der Schluß fehlt. Wegen dieses Schlusses nun wollte ich Sie, einen routinirten Schriftsteller, zu Rathe ziehen!"

„Theilen Sie mir nur nach Gefallen den Plan Ihres Herrn Neffen mit!"

„Es ist eine sehr einfache Geschichte!" begann der Baron. „Ein Graf, den mein Neffe Patroclus nennt, hat eine Liebschaft mit einer jungen Dame aus den höheren Ständen. Diese Dame, Athenais, muß eine Heirath mit einem anderen Manne, welcher dem Landes=

fürsten nahe steht, eingehen. Athenais wird unsäglich elend, zumal sie vor ihrer Vermählung auf einer Badereise in Nizza dem Grafen einen Sohn geboren hat und sich nun mit höchster mütterlicher Zärtlichkeit nach diesem Kinde sehnt. In Nizza hat sie ihren Knaben dem Grafen übergeben und dieser giebt ihn, da er nicht weiß, was er mit dem Kinde anfangen soll, einem Manne, welchen er im Gasthofe kennen gelernt hat. Athenais stell dem Grafen Patroclus große Summen behufs der Erziehung ihres Sohnes zur Verfügung; dieser Schurke aber ist ein Spieler, seine eignen Revenuen reichen nicht mehr aus, seine Leidenschaft zu befriedigen, und so verspielt er die Louisd'ors seiner Geliebten, — was soll er auch damit beginnen? — Dem Kinde kann er sie ja doch nicht zuwenden, da jener Mann, in dessen Händen es sich befindet, ein abenteuerliches Leben führt und der Graf seinen Aufenthalt wirklich nicht kennt. Zwanzig Jahre sind seit jener Reise nach Nizza verstrichen, da stirbt der Gatte Athenais' — sie fühlt sich frei, und sich ganz den mütterlichen Gefühlen hingebend, verlangt sie von Patroclus ihr Kind. Der Graf, welchen, wie mein Neffe andeutet, Athenais ganz in ihren Händen hat, muß das Kind schaffen oder die schrecklichste Rache der

Mutter kommt über ihn! Was soll er thun? — Bei diesem Kapitel steht mein Neffe und ist nun rathlos, da er, wie fast alle Anfänger zu thun pflegen, planlos hineingearbeitet hat; zudem hat mein Neffe sich noch darauf capricirt, daß Patroclus das Kind Athenais' wirklich wiederfinden soll. Was meinen Sie dazu, Herr Vogel?“

„Eine gewöhnliche Kindergeschichte!“ sagte der Literat leichthin, „die in diesem Falle glaubwürdig kaum zu Ende geführt werden kann! Wer weiß, bei welcher Gauklerbande der Sohn Athenais' steckt, oder auf welchem verschimmelten Stroh er irgendwo in der Stadtwache sein Leben verbringt, weil er communistischen Grundsätzen gehuldigt hat. Wäre ich der Autor jenes Romans, ich würde meinen Helden Patroclus auf andere Weise aus der Verlegenheit ziehen.“

Der Baron stürzte ein Glas Wein hinunter. Vogel fixirte ihn scharf und fuhr fort:

„Ich ließe Patroclus Athenais gegenüber die alte Liebe heucheln. Er müßte in der Dame Herz aufs Neue die alte Gluth und Leidenschaft heraufbeschwören. ‚Athenais!‘ ließ ich ihn rufen, ‚Liebe meiner Jugend! Wesen, welches ich zwanzig Jahre lang sehen mußte in

verhaßtem Bund mit einem Andern, werde jetzt, wo uns nichts mehr trennt, werde mein Weib!' Athenais schwankt, sie wirft ihm das Verschwinden ihres Kindes vor — Patroclus lächelt, er zeigt ihr eine falsche Photographie und schwört, daß ihr Sohn bereits auf dem Wege von der Havanna nach Europa sei; er wendet alle möglichen Mittel an, Athenais für seinen Plan zu gewinnen, er packt sie sogar von der moralischen Seite, sagt, daß, wenn sich der ersehnte Sprößling in ihren Mutterarm werfen würde, sie ihm doch einen Vater zeigen müßte — Athenais wird schließlich Patroclus' Weib und — ist betrogen!"

„Bravo!" rief der Baron, dessen Gesicht sich röthet hatte. „Gegen ihren Gemahl wird sie keinen Prozeß anhängig machen. Bravo! das ist ausgezeichnet!"

„Ich empfehle mich Ihnen!" sagte der Literat aufstehend. „Meine Zeit ist gemessen, ich muß noch in die Restauration zur Rose!"

„Wir begleiten Sie!" rief der Baron, gleichfalls aufspringend. „Kommen Sie, Meinhold!"

Die drei Herren verließen den Garten. Als sie auf die Straße traten, fuhr gerade eine Droschke und

ein Lastwagen vorüber. An diesen vorbei durch das Gedränge der Spaziergänger hindurch fielen die Blicke des Barons auf einen kleinen Mann, welcher auf der anderen Seite ging. Die Augen schienen dem Baron aus den Höhlen treten zu wollen — er schrie mit lauter Stimme: „Calembourg! Calembourg!" — Als dieser Ruf ertönte, fuhr der kleine Mann entsetzt herum und seine Blicke begegneten denen des Herrn von Kroatenküker. „Calembourg!" schrie dieser noch einmal und versuchte über die Straße um den Lastwagen zu gelangen; ehe er jedoch dies bewerkstelligen konnte, sprang der kleine Mann in die langsam fahrende Droschke und rasselte davon. Kroatenküker rannte ihm nach, bis ihm selbst eine Droschke begegnete; er ließ wenden und schwang sich in den Wagen. „Kutscher!" schrie er dabei. „Siehst Du dort jene Droschke, welche gerade um die Ecke biegt? Einen Friedrichsd'or, wenn Du sie einholst!"

Der Kutscher peitschte auf sein Thier, der Wagen flog davon — ächzend vor Aufregung lag in demselben der Baron.

Vogel sah Meinhold neugierig an, als sich der Baron auf diese Weise von ihnen trennte.

„Kanntest Du den kleinen Mann, welchem der Baron ‚Calembourg' zurief?" fragte der Literat.

„Ja!"

„Wer war es?"

„Es war Leonard Ben Jussuf!" sagte der Maler.

Viertes Kapitel.

Die alten Freunde.

Der Literat Vogel machte seinen gewöhnlichen Tages-Spaziergang. Das Wetter war schöner als je zuvor. Die Augustsonne färbte Häuser und Straßen.

„Guten Tag, Herr von Kroatenküker!" rief Vogel plötzlich, auf diesen Herrn zueilend, welcher gerade aus einem Juwelierladen trat. „Eine Frage —"

„Ich stehe zu Diensten!" sagte Kroatenküker, der sehr blaß und angegriffen aussah.

„Haben Sie jenen kleinen Mann, dem Sie gestern auf der Straße ‚Calembourg' zuriefen, eingeholt?"

„Nein!" murmelte der Baron. „Nein — der Schändliche — er ist mir entgangen!"

„Ich will Ihnen sagen, Baron, wo jener Mann zu finden ist."

„Sie kennen ihn?" schrie Kroatenküker. „Sie wissen, wo er zu finden ist? Reden Sie?"

„Dieser Calembourg ist der Orientreisende Sylvester Bartholomaeus Leonard Ben Jussuf, wohnhaft Südthor Nr. 1.“

„Südthor Nr. 1! He, Kutscher, Kutscher!“ schrie der Baron und rannte einem Fiaker nach. Vogel sah ihn einsteigen und davonjagen.

„Es wird sehr interessant werden“, sagte der Literat zu sich selbst, „und ich muß Mittel und Wege finden, um Alles, was geschehen und noch gegenwärtig geschieht, zu erfahren. Ich verwette mein nächstes Honorar dafür, daß der Baron selbst jener Patroclus ist, den er in die Novelle seines dummen Neffen versetzt. Ich wette weiter, daß der Mann, dem er das Kind übergeben, Niemand Anderes ist, als jener Leonard. Ich müßte kein Schriftsteller sein, wollte ich nicht diese Fäden zu einem vollständigen Gewebe vereinigen. O, Baron Jaromir, Du willst mir Fanny, meine Taube von Juda entreißen und erzählst mir selbst die Geschichte Deiner Sünden. Nun, ich werde Dir bald einen Schluß dazu schreiben, welcher der Welt genügen soll!“ —

Der Baron Kroatenküker sprang am Südthor aus der Droschke und rannte nach dem uns bekannten Hause. Er schellte und Attila erschien.

„Führ' mich zu Mr. Calembourg!“ herrschte der Baron den Flanellmann an.

Attila machte eine fragende Pantomime.

„Ich will zu Deinem Herrn!“ schrie Kroatenküker. „Zu Calembourg, Leonard Ben Jussuf. Was weiß ich, wie er sich nennt!“

„Der Herr ist nicht zu Hause!“ stammelte Attila.

„Du lügst, Bursche! führ' mich zu ihm oder —“

Kroatenküker packte den Sclaven und hieb mit seinem schlanken spanischen Röhrchen über dessen Rücken. Attila stieß ein entsetzliches Geheul aus, indem er sich unter dem Rohr wand. Das Geheul klang wie das des Schakals, der Nachts auf der Steppe umherirrt — es fuhr so gellend durch das Haus, daß der Baron entsetzt innehielt. Oben auf der Treppe erschien, herbeigelockt durch das Geschrei seines Dieners, Leonard Ben Jussuf im Fez und seidenen Schlafrock. Als er den Baron erblickte, entfloh er — aber Kroatenküker sprang ihm leicht wie ein Jagdpanther nach und erreichte mit ihm zu gleicher Zeit das Zimmer, in welches sich der Orientale retten wollte.

„Wer sind Sie?“ schrie Herr Leonard, sich hinter einen Tisch retirirend. „Wie können Sie meinen Diener prügeln?“

„Warte!“ schrie der Baron am andern Ende des Tisches. „Ich will Dir das Gedächtniß auffrischen, elender Calembourg!“

„Calembourg?“ hohnlachte der kleine Mann, dessen Gesicht die Farbe einer Purpurrose annahm und dessen Nase blau wie eine Glockenblume wurde. Er hatte den Fez verloren und die weißen kurzen Haare spießten struppig empor. „Calembourg? Ich bin Ben Jussuf, indischer Graf — Ordensmeister des Kaisers von Marocco — Geliebter der Sultanin von Delhi!“

„Schwindler!“ heulte der Baron. „Laß Deine Narrenspossen und stehe mir Rede! Wo hast Du das Kind hingethan, das ich Dir in Scheveningen übergab? Sprich!“

„Kind? Bin ich eine Kinderfrau? Ich? Ein Häuptling?“

„Du leugnest also standhaft? Gut! So werde ich andere Maßregeln ergreifen, ich werde dem Polizei-Director einen Besuch abstatten und ihm einige interessante Mittheilungen über Dich machen!“

„Thue das!“ schrie Herr Leonard. „Ich werde nicht ermangeln, ein Gleiches zu thun!“

„Ah — also endlich entlarvst Du Dich, Freund Calembourg!“

„Ich habe mich entsonnen", erwiderte Leonard ruhig, „daß Du Jaromir Kroatenküker bist, jener deutsche Baron, der seinen Oheim half in das Jenseits befördern, um vollständiger Herr von dessen Vermögen zu werden — ich entsinne mich ferner, daß — —"

„Es freut mich, daß Du mich endlich wiedererkennst, Calembourg!" unterbrach ihn der Baron, sich auf die Lippen beißend. „Wir waren ehemals gute Freunde, und es thut mir leid, Dir so gegenüber zu stehen. Sage mir, Calembourg, wo sich das Kind befindet und ich werde meine Drohung in sich zusammenfallen lassen!"

Leonard lächelte.

„Ich weiß nicht, wo Dein Sohn hingerathen ist!" sagte er. „Ich wollte ihn mit nach Indien nehmen, da — entlief er mir — —"

„Ein Märchen, Calembourg!"

„Ich weiß nicht, wo das Kind hingerathen ist!"

„Du mußt es aber wissen, denn ich habe Dich für das Kind meiner Liebe verantwortlich gemacht!"

„Verantwortlich? haha! Beim heiligsten Gott! das ist eine Geschichte, würdig, in den maroccanischen Annalen aufgeführt zu werden! Verantwortlich für das Kind! Und gabst mir keinen Piaster für meine

Verantwortlichkeit! O Christ — Du bist — wie sie Alle, geizig und unverschämt!"

„Ich werde Dich gerichtlich zwingen!"

„Die Historie zu erzählen von Dir und Deinem Erbonkel?"

Der Baron wurde blaß.

„Calembourg", sagte er, „wir wollen Frieden zusammen schließen. Wir wollen den Freundschaftsbund, den wir vor zwanzig Jahren in Scheveningen geschlossen, hier erneuern. Bist Du damit zufrieden?"

Leonards Antwort bestand in einem leichten Kopfnicken.

„Setzen wir uns auf den Divan!" schlug nun Kroatenküker vor. „Ich habe Dich noch um einen Rath zu bitten! Setzen wir uns!"

Leonard ergriff, ehe er sich neben den Baron, welcher nachlässig mit seinem Stöckchen spielte, niederließ, ein langes schönes Pfeifenrohr.

„Was beliebt nun, mein Liebling?"

„Ich befinde mich in einer peinlichen Lage, werther Calembourg!"

„Ich flehe Dich an, Kroatenküker, nenne mich mit den Namen, die meinem Ohre wohlthun, Sylvester Bartholomaeus Leonard Ben Jussuf!"

„So höre, Ben Jussuf!“ fuhr der Baron fort. „Die Kammerherrin —“

„Kammerherrin? Wer ist das?“ unterbrach Herr Leonard den Baron von Neuem.

„Cordelia heirathete den Kammerherrn von Bunt.“

„Wünsche ihm Glück zu diesem Weibe“, kicherte Sylvester Bartholomaeus.

„Die Kammerherrin“, begann der Baron zum zweiten Male, „die vor einem Jahre Wittwe geworden, verlangt innerhalb vier Wochen das Kind von mir, und ich kann es ihr, wie Du selbst am Besten weißt, nicht schaffen. Ich zermarterte Tage lang mein Hirn, da sah ich Dich durch einen himmlischen Zufall, meine Hoffnung erwachte von Neuem, — Du entflohst — ich suchte Dich in Deinem Hause auf und prügelte Deinen Sclaven und nun verweigerst Du mir jede Auskunft über meinen Sohn!“

„Gern würde ich sie Dir geben, aber ich kann es nicht, beim Föh!“

„Weßhalb nicht?“

„Weil ich das Kind nach dem ersten Monate weiter gegeben habe!“

„Unmensch!“

„Wir sind quitt, Rabenvater! Du gabst mir das

Kind, es über Seite zu schaffen und ich that es. Ben Jussuf hält sein Wort!"

„Du hast mich damals mißverstanden!"

„Ich habe Dich ganz recht verstanden!"

„Und das Kind ist verschollen?"

„Vollständig!"

„Du hast keine Ahnung, wo es sich befindet?"

„Keine!"

„Wer war es denn, dem Du das Kind übergeben?"

Ben Jussuf besann sich einen Augenblick, dann sagte er ruhig: „Mein Bruder!"

„Lebt derselbe noch?"

„Ich weiß es nicht!"

„Verdammt!"

„Ja, verdammt! Möge er verdammt sein!"

„Calembourg!"

„Bitte — Ben Jussuf!"

„Zum Henker! Meinetwegen Harun al Raschid!" schrie der Baron ärgerlich. „Die Pointe der ganzen Sache ist, daß die Kammerherrin ihren Sohn verlangt und ich nicht weiß, woher ihn nehmen! Du bist ein alter schlauer Fuchs! Du mußt mir helfen!"

„Wie aber?"

„Du mußt einen falschen Sohn herbeischaffen!"

„Ich habe noch nie Söhne gefälscht, aber es reizt mich! Kroatenküker, alter Freund, Du machst mir Spaß! Ich will Dir helfen!"

„Also mein eigenes Kind werde ich wohl nie wiedersehen?"

„Ich bezweifle es!"

„So wird die Kammerherrin sich mit irgend einem Wechselbalg begnügen müssen!"

„Ich bedauere sie sehr, aber ich kann ihr nicht helfen, wenn sie nicht von ihrer mütterlichen Flirre absteht!"

„Sie steht nicht davon ab. Sie richtet eher mich zu Grunde. Mich und sich!"

„So wird sie baldigst einen Knaben küssen, der auf der Straße aufgewachsen oder der auf der Pußta mit den Säuen gespielt hat. — Ach, mir kommt eine Idee."

„Nun?"

„Hast Du etwas gegen Attila einzuwenden?"

„Attila? Wer ist das?"

„Jener Jüngling, den Du schon so zärtlich in meinem Hause begrüßt hast!"

„Dein Sclave?"

„Derselbe! Er würde meiner Ansicht nach einen

ganz guten Sohn für Dich und die Kammerherrin abgeben!"

Fluchend sprang Kroatenküker auf.

„Doch nein!" sagte Leonard. „Beruhige Dich! Ich werde mich nach einem Anderen umsehen, denn ich entbehre Attila nicht gern. Er ist mir an das Herz gewachsen. Wir wollen uns die Sache noch weiter bei einer Flasche Wein überlegen."

„Ich danke Dir!" sagte der Baron.

„Aechter Cyperwein!"

„Der Arzt hat mir Weintrinken verboten wegen meinen Blutwallungen!"

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!" lächelte Leonard.

„Ich kann also auf Deine Hülfe rechnen?"

„Ich bin wieder Dein treuer Bundesgenosse!"

„Hol' mich Dieser und Jener!" rief Kroatenküker, als er Herrn Leonard zum Abschied die Hand schüttelte. „Es freut mich doch von Herzen, Dich wiedergefunden zu haben!"

„Mich freut es auch von Herzen, geliebter Freund", erwiderte Sylvester Bartholomaeus. „Willst Du mir nicht Deine Wohnung sagen?"

„Hochstraße — Englischer Hof!"

Als sie über die Hausflur schritten, kroch Attila scheu heran. Der Baron warf ihm ein Geldstück zur Linderung seiner Schmerzen, verursacht durch seine Stockprügel, zu! Als die Thüre sich hinter Kroatenküker geschlossen hatte, klopfte Ben Jussuf den Sclaven auf die Schulter. Dieser blickte wehmüthig mit seinen kleinen Augen blinzelnd seinen Herrn an. Ben Jussuf streichelte ihm die hohlen Wangen und schmunzelte:

„Freue Dich, Attila! Wirst Barönchen, freue — freue Dich, Attila. Issest bald Braten, Morgens — Abends. Trinkst aus Flaschen — Slibowitz — Morgens — Abends — Nächtelang! Freue Dich! Attila, mein Sohn, freue Dich. Wirst Barönchen!"

Lächelnd blickte der Sclave seinen Herrn an und wisperte lüstern: „Braten, Fleisch — Slibowitz — Saft der Reben — Bitte! Bitte! Laß mich bald Barönchen werden!"

„Schurke!" schrie Leonard und trat den Sclaven, daß er sich krümmte. „Schurke, so wenig liebst Du mich also! Nun, ich werde Dich künftig darnach behandeln!" —

Fünftes Kapitel.

Adelbert.

Der Baron schritt mit erheiterter Seele tänzelnd durch die Straßen der Stadt. Er zweifelte nunmehr nicht daran, seinen Sohn in die Arme der Mutter legen zu können, er sah sich schon im Geiste als Gemahl Fanny Naphtali's, sah seine Wechsel alle im friedlichen Beisammensein in seiner Brieftasche ruhen und sich unbehelligt von den Männern aus dem Stamme Juda sowohl zu Hause, als in den Cafehäusern bewegen. Und sollte selbst dieser Plan fehlschlagen, so blieb ihm immer noch der andere, den ihm der Literat Vogel vorgeschlagen hatte. Er richtete seine Schritte nach dem Hotel Karoly, um sich der Baronin so liebenswürdig wie möglich zu zeigen. Als er sich durch Rosa melden lassen wollte, erfuhr er, daß die Kammerherrin bei der Gräfin sei. Er wandte sich nun nach dem anderen Flügel des Hotels, wo die Zimmer der Gräfin lagen.

Er erstarrte fast, denn unerhörte Klänge schlugen an sein Ohr — es wurde lustig in dem Salon Maria's musicirt.

„Ist das Räthsel gelöst?" dachte Kroatenküker. „Ich bin doch sehr begierig, den Musiker kennen zu lernen."

Als er in den Salon trat, erblickte er die Gräfin Maria in einer hellfarbigen Robe an dem Piano sitzend und spielend, ihr zur Seite stand der Geigenspieler. Die Kammerherrin lag seitwärts in einem Fauteuil. Beim Eintritt des Barons brach das Concert ab.

„Erscheinen Sie endlich auch einmal wieder in meinem Hause, Baron?" rief Maria ihm freundlich lachend zu. „Nun, wundern Sie sich nicht über die Veränderung, wundern Sie sich nicht, daß ich mein Piano wieder aus der Verbannung erlöst, daß ich den Zauber gebrochen habe? Laufen Sie schnell nach Hause, Baron, und holen Sie Ihre Flöte!"

„Ich bedauere, theure Comtesse", erwiderte Kroatenküker, „aber ich habe, seitdem Sie am Horizont meiner Verehrung aufgestiegen, einen Schwur gethan, nie wieder zu musiciren, da es Ihnen so verhaßt war; und ich halte meinen Schwur!"

Die Gräfin wandte sich lachend um, und den Musiker dem Baron vorstellend, nannte sie dessen Namen.

„Adelbert Man, Componist, der theuerste Freund meines verstorbenen Bruders Alfred!"

Adelbert Man hatte ein blasses, geistreiches Gesicht, aus welchem dunkle, leuchtende Augen hervorsahen. Das Haar trug er kurz, aber einen langen Schnurr- und Kinnbart. Seine Gestalt war schlank, seine Kleidung einfach, aber elegant.

„Ich erinnere mich", sagte Kroatenküker, Adelbert forschend musternd, „schon vor einigen Jahren Ihren Namen in der Localpresse gelesen zu haben; wenn ich nicht irre, sagte man, daß Sie nach Italien gegangen seien!"

„Nicht doch", erwiderte der Musiker. „Ich war in Paris —"

„Ah, ganz recht, ich entsinne mich, ‚nach Frankreich' sagte man."

„Ich habe dort meine Studien beendigt", fuhr Adelbert fort, „und bin vorgestern hierher zurückgekehrt. Ich werde hier in stiller Zurückgezogenheit eine Oper componiren."

Kroatenküker wünschte ihm alles Glück dazu. Plötzlich rief Maria: „Der Baron entschuldigt, wir wollen unser Concert zu Ende spielen. Er ist ja auch Kunstenthusiast!"

Im nächsten Augenblick klangen die Tasten von Neuem, klangen von Neuem die bezaubernden Töne der Geige.

Kroatenküker hatte sich neben der Kammerherrin niedergelassen.

„Nun, theure Cordelia“, flüsterte er, „wie gefällt Ihnen die Lösung des Räthsels, das wir Jahre lang vergeblich zu lösen trachteten?“

Frau von Bunt schwieg.

„Der Zauber ist, wie Maria selbst sagt, gebrochen, der Prinz hat die Prinzessin erlöst. Ah — so ein Geigenvirtuos war es also, — dieser Adelbert Man, der ihr Herz erobert hat mit seinem Gefiedel! Was sagte ich Ihnen doch neulich von Mondschein und Musikantenglück?!“

„Sie glauben doch nicht, Jaromir —?“

„Daß jener Orgelmann —“

„Adelbert Man war?“ flüsterte Frau von Bunt hastig.

„Ich will nichts gesagt haben, Cordelia!“

„Feigling!“

„Unmöglich wäre es nicht!“

Die Baronin schwieg von Neuem — die Gräfin

und Adelbert spielten mit sicherster Präzision und verständnißvoll.

„Cordelia!“ flüsterte der Baron, sich dicht zu der Kammerherrin herunterbeugend. „Cordelia, hoffe — sei glücklich, bald führe ich unseren Sohn in Deine Arme!“

Ein Freudenstrahl überzuckte Cordelia's Antlitz, jedoch sagte sie: „Ich traue Dir nicht, Jaromir!“

„Ich gedenke baldigst Dein Vertrauen, so wie Du es mir in meiner Jugend geschenkt, wieder zu erlangen.“

„Das Vertrauen meiner Jugend, Jaromir, hast Du auf ewig verloren!“

„O Cordelia, Du kränkst mich!“

„Denke doch daran, wie Du mich gefoltert hast und noch folterst in jeder Minute.“

„Bald werden wir quitt sein; aber gedenke stets, Cordelia, daß ich nur Dich geliebt —“

„Und Fanny —?“

Das Geigenconcert war zu Ende gespielt — die heimliche Conversation ferner unmöglich geworden.

Die Gräfin Maria hatte in ihrem Gartenhause vor der Stadt ein Nachtessen herrichten lassen und ladete nun auch den Baron ein, mit hinauszufahren und mit

ihnen zu soupiren. Der Baron nahm die Einladung an.

„Ich hatte Meinhold eine Einladungskarte geschickt", sagte die Gräfin, „aber wir müssen ihn entschuldigen, denn er hat diesen Abend wichtige Geschäfte. In der ‚Rose' hält er mit seinen Freunden Probe zu einem Theaterstück, welches ein junger Schriftsteller Namens Vogel gedichtet hat und welches die Künstler in kürzester Zeit an einem Festabend zur Aufführung bringen wollen."

Einige Minuten später fuhr die kleine Gesellschaft hinaus nach dem Gartenhause.

Sechstes Kapitel.

Die Mönche.

Die Gräfin Maria hatte Recht gesagt, Meinhold befand sich in der Schenke zur Rose, wo die Mönche eine Schauspielprobe hielten. Der Verein war in kurzer Zeit, trotz dem wüsten Anfang, schnell zu einem harmonischen Ganzen gediehen. Die Gemüther hatten sich geeinigt; neue Kräfte, unter diesen Meinhold, waren beigetreten, und ein heiteres Leben, der Kunst geweiht, hatte sich entfaltet. Selbst Vogel hatte Respect vor den Bestrebungen bekommen, die hier bei Personen, denen er Nichts zugetraut, zu Tage kamen. So zum Beispiel mußte er Schiefling achten, der sich vom unwissenden Bauernknaben, durch den Trieb zum Schaffen und zum Lernen angestachelt, zu einem Menschen von eigenthümlicher Belesenheit und Denkungsart emporgearbeitet hatte. Schiefling war augenblicklich Decorationsmaler und verdiente ansehnliches Geld — ein

Anderer hätte sich wohl dabei befunden und Nichts nach weiterer Bildung gefragt, er aber begnügte sich hiermit nicht, er lernte fremde Sprachen, las die Tragödien der größten Dichter und suchte sich in dieser Richtung hin auszubilden. Gestaltete sich nun auch Manches zu Eigenthümlichkeiten an ihm, so war es doch beachtenswerth und kennzeichnete gerade an Schiefling den Trieb des lernen Wollens, des Sichaneignens fremder Capacitäten. In einer Sitzung beschlossen die Mönche, als erstes weiteres Zeichen ihres Bestehens ein Fest zu veranstalten, zu welchem alle entfernteren Freunde, sowie die Mädchen, welche ihnen nahe standen, eingeladen werden sollten, und Schiefling forderte den Literaten Vogel auf, eine Komödie zu verfassen, die sie bei dieser Gelegenheit zur Darstellung bringen wollten. In der nächsten Sitzung schon las der Literat den versammelten Mönchen ein dramatisches Märchen: „Prinzessin Flantusche" betitelt, vor, welches auch einstimmig angenommen wurde. Vogel hatte das Märchen in einigen Nächten gedichtet, während der Augustmond durch das offene Dachkammerfenster hereinfiel und den Dichter, der ihn in so vielen Liedern gefeiert, mit seinen Strahlen, auf denen Elfen tanzten, umflog. Vogel dichtete süßtönende Verse

Heimchen zirpten, Fledermäuse schwirrten um sein Haupt und düstere Gedanken durchfuhren sein Gehirn. Er dachte an seine Liebe und seine Seele ward traurig; er dachte an sich selbst und blutige Ströme geweinter Thränen ergossen sich durch seine Träume. Aus diesen Gefühlen entstand die „Prinzessin Flantusche.“ Als dies Werk durch den Verein würdig befunden war, auf dem großen Feste der Mönche zur Aufführung gebracht zu werden, forderte der Präsident Schiefling den Literaten auf, die Rollen zu vertheilen.

„Es kommen, wie Ihr also wisset, zwei männliche Gestalten in dem Stücke vor“, sagte Vogel, „der Sprachlehrer Cardenio, der Held, und der Eseltreiber Flambino, der Sohn der Zeit. Als Repräsentant des Ersteren würde ich Meinhold bestimmen, als Darsteller des Letzteren Schnings.“

Meinhold und Schnings erklärten sich bereit, die Rollen zu spielen.

„Um die alte Hexe, die entsetzliche Zeit, personificiren zu können, möchte ich Schiefling haben!“

„Mich!“ schrie der Präsident. „Mich wolltet Ihr in die Lumpen dieses alten Weibes stecken, mich, der ich einen Schnurrbart trage? Bedenkt Euch, Barde!“

„Ihr Schnurrbart ist recht passend!“ erwiderte Vogel.

„Denken Sie doch nur an die Hexen, welche Macbeth erscheinen!"

„Er hat Recht!" flüsterte Schiefling. „Ich kann nichts dagegen einwenden!"

„Sind Sie jetzt damit einverstanden?"

„Bin's!"

„Nun der kritische Punkt!" sagte Vogel. „Die Frauenrollen! Ich muß eine Darstellerin für die Prinzessin Flantusche und eine für die Baronesse Aurora haben!"

„Sollte sich Elise nicht für die Prinzessin eignen?" bemerkte Andreas.

„Nein!" erwiderte Vogel. „Ich denke, daß Lola die Baronesse, Gretchen Feurig die Flantusche recht vortrefflich darstellen wird."

„Lola!" lachte Andreas.

„Gretchen?" rief Meinhold.

„Werdet Ihr Einsprache erheben?"

„Duldet keine Einsprache, Barde!" sagte Schiefling. „Muß ich ein altes Weib spielen, können die Bursche auch ihre Mädchen hergeben!"

„Keine Einsprache gegen Vogel!" erklang es von allen Seiten. „Er ist der Poeta laureatus, der gekrönte

Dichter. Man muß ihm in diesem Punkte zu Willen sein!"

„Meine Einwilligung habt Ihr!" sagte Andreas.

„Die meinige auch!" schloß Meinhold sich diesem an. „Auch Gretchen wird die ihre geben, aber ich fürchte, daß wir bei Gretchens Mutter auf Widerstand stoßen werden."

„Possen!" rief Schiefling. „Die Mönche senden eine Gesandtschaft an die alte Feurig und sie wird diese Ehre zu würdigen wissen."

„Dadurch würdet Ihr Alles verderben, ich selbst will Euer Fürsprecher sein!" rief Meinhold.

„Ich traue Dir nicht!" erklärte Schiefling.

„Wir trauen Dir nicht!" tönte es im Chorus.

„Du könntest, um Deine Braut uns zu entziehen", fuhr Schiefling fort, „ein schlechter Fürsprecher sein. Meine Herren, schreiten wir zur Wahl einer Deputation an die alte Feurig. Denken Sie, wir seien Römer und schickten eine Gesandtschaft an den einäugigen Hannibal!"

Die Mönche begriffen den Augenblick in seinem ganzen Gewichte und wählten Schiefling, Andreas und Otto, ihren Taufpathen.

„Wenn Ihr morgen zur Tante Feurig kommt", rief Vogel plötzlich, „so sagt um Gottes willen nicht,

daß das Stück von mir ist, sonst jagt Euch die Alte sofort zur Thüre hinaus!"

„Wir wollen daran denken!" sagte Schiefling, und nach einer Weile fragte er: „Sollen wir nicht auch zur Putzmacherin Lola eine Deputation schicken?"

Schiefling schien sich gern als Abgeordneter zu sehen; aber diesmal nahmen die Mönche seinen Vorschlag nicht an; Einer aber meinte: „Wir können der Liebsten des Andreas, um sie dem Verein gewogen zu machen, ein Ständchen bringen!"

„Bravo! bringen wir Lola ein Ständchen!" stimmten einige Mönche bei.

„Aber, meine Herren, Lola's Fenster geht weder auf eine Straße noch auf einen Hof!"

„Das ist kein Hinderniß!" erwiderte Vogel. „Wir bringen ihr das Ständchen aus meinem Fenster."

Fünf Minuten später war ein Theil der Mönche auf dem Wege nach der Stadt. Man hatte vom Schenkwirth Guitarren requirirt; zwei der Genossen rannten voraus, der Eine, um ein Waldhorn, das er besaß, der Andere, um eine Flöte zu holen. Mit dem Schlag Zehn begann das Ständchen aus dem Kammerfenster des Literaten. Dieser und Andreas saßen vor der Mansarde auf dem Dache und spielten Guitarre,

rittlings im Fenster saß der Flötenbläser. Zwischen Guitarren und Flöten schallten die Töne des Waldhorns hindurch, bald in höchster Lust, bald in tiefster Wehmuth. — Lola's Fenster blieb verschlossen.

„Sie schläft schon!" flüsterte Andreas, „und diese Klänge durchziehen vielleicht ihre Träume!"

Noch lange schallte die seltsame Musik durch die Stille der Nacht zur Ehre der Putzmacherin Lola — endlich verstummte die Flöte, das Waldhorn brach mit einer wild fröhlichen Passage ab — die Guitarren schwirrten immer leiser — das Ständchen war gebracht.

* * *

Am andern Vormittage erschien Schiefling mit den beiden andern Deputirten im feierlichen Aufzug vor der Tante Feurig, welche die jungen Leute verwundert musterte.

„Frau Feurig —" redete Schiefling sie an, indem er eine tiefe Referenz machte. „Madame! Verzeihen Sie unser Eindringen in Ihre Wohnung — Ich bin Georg Schiefling, Präsident des Künstlervereins ‚Die Mönche'; Mitglieder eben dieses Vereins sind meine

Begleiter. — Ich stelle Ihnen hiermit Herrn Otto den Hahn, sowie Herrn Andreas —"

„Ist mir schon bekannt", sagte Frau Feurig, „der Andreas! Was sich der Junge herausstaffirt hat?"

„Der Künstlerverein ‚Die Mönche'," hob Schiefling von Neuem an, „hat uns abgesandt, um Ihre Erlaubniß, Madame, dazu einzuholen, daß Ihre verehrte Tochter, Fräulein Margarethe, in einem Schauspiel mit agire, welches die Mönche an einem demnächst stattfindenden Feste zur Aufführung bringen wollen!"

„Was?!" schrie Tante Feurig. „Was? Meine Tochter soll Komödie spielen! Mein leiblich Kind soll in einem Schauspiel mit Malern agiren! Das wäre! Nein, Ihr Herren, daraus wird nichts!"

„Aber Madame!" wagte Schiefling zu sagen.

„Nichts da von Madame!" fuhr die Alte fort. „Ich bin keine Madame und meine Tochter keine luftige Mamsell wie die, welche auf den Theaterzetteln floriren! Sie waren wohl schon bei ihr? He? Und sie hat wohl schon zugesagt?"

Nein!" betheuerte der Sprecher der Mönche. „Fräulein Margarethe weiß noch nichts von dem ganzen Plane! Wir wollten erst die Erlaubniß der Mutter einholen!"

Er verbeugte sich ritterlich. In diesem Augenblick wurde an die Thüre gepocht und Meinhold trat ein.

„Ah!“ rief Tante Feurig. „Meinhold! Kommen Sie mal her! Sind Sie vielleicht auch einer von den — den — den Pfaffen?“

„Ja! Ich gehöre auch zu den Mönchen!“ sagte Meinhold. „Wie diese hier bin ich ein Ritter vom Tempel und trage die Kutte über dem Frack bei feierlicher Prozession —“

„Wenn wir den Baffometus anbeten!“ sagte Otto der Mönch.

„Nur jetzt keine Witze!“ flüsterte Andreas. „Die Alte ist schon aufgebracht genug!“

„Und Sie sind damit einverstanden“, fragte Tante Feurig Meinhold, „daß Gretchen Komödie spielen soll?“

„Ich wünsche es sogar!“

„Ei?! Das gefällt Ihnen wohl, daß das Gretchen vor den Leuten seufzt ‚Ach‘ und ‚Oh‘ und sich geberdet wie eine veritable Theaterprinzeß und schön thut mit so einem Theaterprinzen!“

„Aber Mutter Feurig, dieser Theaterprinz, mit dem sie schön thun wird, bin ich selber!“

„Sie?“

„Wer denn Anders?“

„Und wo wird die Komödie aufgeführt?“

„In der Gastwirthschaft zur ‚Rose‘!“

„Das ist ein anständiges Haus!“ brummte die Alte. „Die Wirthin kenne ich, eine respectable Person!“

„Auf das Schauspiel folgt ein Ball“, sagte Schiefling. „Die Mönche werden zu diesem, sowie zum Zuschauen der Komödie ihre Verwandten und Freunde einladen, mit besonderer Rücksicht auf die weibliche Linie!“

Die Tante Feurig schien nachgiebiger zu werden.

„Wie heißt denn das Stück?“ fragte sie.

„Prinzessin Flantusche!“ erwiderte Schiefling. „Die Titelrolle ist Fräulein Margarethe zugedacht!“

„Wer ist der Schreiber davon?“

Andreas zupfte Schiefling am Rocke.

„Schiller!“ sagte dieser kühn.

„Ah!“ rief Tante Feurig. „Schiller! Von dem habe ich einmal ein Trauerspiel gesehen, das hat mir sehr gefallen. Also von Schiller! Nun, das läßt sich hören, da kann wohl meine Tochter mitspielen. Gretchen“, rief sie in die Küche, „komm herein! Hier sind ein paar junge schmucke Herren, die Dir etwas zu sagen haben!“

Auf diesen Ruf erschien die schöne Margarethe; erstaunt blickte sie die Deputation an.

„Du sollst mit dem Meinhold Komödie spielen", sagte Tante Feurig zu ihr, „in einem Trauerspiel von Schiller!"

„Ich?" fragte Gretchen verwundert.

„Ja, Du!" rief Tante Feurig. „Ziere Dich nicht, einfältiges Mädchen! Was ist sich da zu verwundern? Du spielst Komödie! Damit basta! Sagen Sie das den — den — den ‚Caplänen' meine Herren und damit bis zum Weitern Gott befohlen!"

Schiefling dankte im Namen des Vereins und entfernte sich darauf mit seinen Begleitern. Die Gesandtschaft hatte ihren Zweck erreicht — Schiefling aber schwor, daß er noch nie eine solche alte resolute Frau habe kennen gelernt, wie Tante Feurig.

Siebentes Kapitel.

Fanny.

In ihrem Wohnzimmer lag auf dem Sofa hingestreckt Fanny Naphtali, eingehüllt in prächtige seidene Gewänder; die Augen überschleierten die langen Lider; ihr Antlitz war bleich, schmachtende Träumereien lagen auf demselben ausgegossen. Das schwarze Haar floß in langen Locken auf den zarten Nacken, auf die leicht gewölbte Brust. Fanny's Antlitz, auf dem so viel Geist und poetischer Zauber ruhte, war geschaffen, einen Dichter zu entzücken und Gefühle in demselben zu erwecken, für welche Heine eine Sprache erfunden hat, welche die Welt im „Buche der Lieder" bewundert. Fanny war eines jener seltenen Wesen, das, völlig durchgeistigt, rasche Gluth und Leidenschaft besaß und durch diese Eigenschaften einen gefährlichen Zündstoff in die Herzen der Männer schleuderte, die sich ihr näherten. Sie war Jüdin, doch betete sie nicht zu ihrem Gotte, sie konnte

für Christus schwärmen, doch war sie keine Christin. Sie hatte sich aus den Religionen das herausgenommen, was ihr einen gewissen romantischen Reiz einflößte und so war ihr Glaube ein Gemisch von allen Religionen; natürlich war daher, daß ihr Denken einen freien uneingeschränkten Spielraum bekam. Sie war ein schwaches Rohr, in den Eindrücken des Daseins und den Gefühlen des Herzens schwankend. Gestern konnte sie gepriesen haben, was sie heute verdammte und morgen von Neuem anbetete.

Fanny dachte, während sie mit halbgeschlossenen Augen ruhte, über ihre Zukunft nach, sie wünschte frei und ungebunden sich selbst leben zu können und nun sollte sie das Weib eines Mannes werden, dem sie nicht als Wahl ihrer Seele zugethan war. Es war ihr das Verhaßteste, was ihr bisher begegnet, sich als Frau von Kroatenküker zu denken. Wie süß aber wäre es ihr gewesen, das Weib des Literaten Vogel zu werden, dieses Mannes, den sie mit voller Hingebung liebte. Ein Lächeln flog über ihre Züge, als sie daran dachte. Da trat ihr Mädchen ein und meldete den Baron, der, ohne eine Antwort abzuwarten, dicht hinter der Zofe erschien. Fanny sprang auf — der widerwärtige Bürger des aristokratischen Salons stand vor ihr.

„Störe ich, theure Fanny?“ fragte der Baron.

„Ich habe geträumt!“

„Darf ich hoffen, daß der Held Ihres Traumes meine Züge getragen?“

„O nein!“ flüsterte Fanny, sich gelangweilt in die Sofaecke lehnend. „Die Ihren nicht!“

„Also die eines Anderen!“

„Ich träumte von mir selber! Ganz allein von mir! Ich befand mich in einer entsetzlichen Oede und Niemand konnte mich retten. Ich mußte verschmachten.“

„Was? Ich war nicht der Ritter, der Sie erlöste? Ich nicht, Fanny?“

„Gefällt Ihnen mein Name so gut', daß Sie ihn so häufig wiederholen?“ fragte sie mit eisigem Ton.

„Er ist der schönste Name der Welt, und ich werde Sie ja bald stets nur mit dem einen nennen!“

„Wie so?“

„Nun — die Verlobung —“

„Sie haben mir das fade Märchen schon einmal erzählt, Herr von Kroatenküker. Es ist das häßlichste, was ich bis jetzt gehört habe. Mein Vater erzählte es mir auch, aber ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen!“

„Oh! Und ich liebe Sie so sehr —“.

„Wohl ebenso sehr wie Miß Mary, Ihr Lieblingspferd?“

„Fanny!“

Der Baron wurde unterbrochen — die Zofe erschien und überreichte ihm ein Billet.

„Von wem?“

„Ein Kellner gab es ab!“

Der Baron öffnete das Couvert und nahm ein Blatt heraus, — er las dasselbe und starrte es erstaunt an.

„Unerhört!“ rief er dann. „Haben Sie selbst vielleicht dies geschrieben, mein Fräulein.

„Ich? — das wäre seltsam!“

„Hören Sie: ‚Jaromir Kroatenküker, hüte Dich, die Dame, vor deren Angesicht Du gegenwärtig stehst, zu berühren, denn zwischen Dir und Fanny Naphtali steht — — der Tod!“

Er zerknitterte das Blatt.

„Possen!“ rief er. „Zwischen Ihnen und mir stände der Tod?! Da wäre ich neugierig. Bei Gott, ich liebe Sie, Fanny, und — —“

„Lüg' nicht!“ schrie in demselben Augenblicke eine heisere Stimme dicht hinter dem Baron. Dieser fuhr

herum und fand, daß der Papagey Fanny's hinter ihm Platz genommen hatte.

„Sie sehen, Herr Baron", sagte Fanny lachend, „bei solchen Lästerworten bekommen selbst die Thiere Sprache, um gegen Sie zu zeugen!"

„Sie sind heute schlecht bei Laune, mein Fräulein!" sagte der Baron. „Ich werde morgen das Gespräch fortsetzen!"

„Lüg' nicht!" schrie der Papagey abermals und der Baron empfahl sich.

Der Nachmittag verging — es wurde Abend — Fanny soupirte mit ihrem Vater und begab sich dann in ihr Boudoir. Um zehn Uhr erschien Vogel. Ein fröhliches Lied schien auf seinen übermüthig emporgeworfenen Lippen zu liegen, aus seinen Augen blitzte es lustig und verwegen.

„Fanny!" sagte er, „Fanny, lasse die Rosse schirren, der Mond scheint draußen hell über die Landschaft. Ich möchte mit Dir heute im Mondschein galoppiren über Wiesen und Gründe, über denen im Nebelschleier die Elfen tanzen. Auf, Dame Fanny! Es soll einen lustigen Ritt geben von hier bis nach meiner Hofburg in Feenheim. Auf!"

„Bist Du glücklich?“ rief Fanny. „Ist der Gram wieder vergessen?“

„Der Gram, den ich um Dich erdulde?! O! Ich werde kämpfen mit dem Drachen und St. Georg steht mir bei!“

„Der Baron war heute bei mir und empfing ein warnendes Billet!“

„Dessen Schreiber vor Dir steht!“

„Ich dachte es mir — aber wozu das?“

„Ich habe meine eigene Art, Jaromir zu behandeln. Warte es nur ab. Mit Bagatellen beginne ich meine Cur, mit Dingen von der entsetzlichsten Bedeutung höre ich auf!“

„Reden wir von dem Häßlichen nicht mehr!“

„Fanny, ich habe etwas Großes im Sinne, welches mich auf die Höhe der ersten Geister des Jahrhunderts stellen wird.“

„Ein Buch?“

„Ja! Ich werde die Geschichte des Christenthums schreiben und mich dabei auf den Standpunkt stellen, von dem wir jetzt das Griechenthum oder die Religion der Inder betrachten. Ich werde denken, 1000 Jahre nach dem Untergange des Christenthums zu leben und

von einer rein nihilistischen Ansicht ausgehen. Wie berührt Dich diese Idee?"

„Sie erfüllt die jetzt lebende Christenwelt mit dem Moderduft der Verwesung. Du kannst mächtigen Gedanken darin nachhängen — kannst die schönen Schwärmereien empfindsamer Seelen darin zu Grabe tragen!"

„Ja!" rief Vogel, „und die lieben Heiligen und den Pabst und die Mutter Maria! O, Fanny, dies Alles, eingehüllt in den grauen Schleier einer tausendjährigen Vergangenheit, das macht Effect!"

„Bravo!" rief Fanny. „Die Sache hat Färbung!"

„Nicht wahr?" rief Vogel. „Aber jetzt muß ich noch etwas im Mondschein herumwandeln und meinen Gedanken nachhängen. Das Christenthum ist ein bunter Blumenstrauß mit mancher verderblichen Blüthe. Vor meinen Augen flammen Scheiterhaufen — ich höre die Märtyrer predigen — ich höre die Hammerschläge Luthers an allen Kirchenthüren dröhnen — da wälzt sich ein entsetzlicher Krieg daher — — Fort in die Nachtluft — der Mondschein soll mir zu lustigen Liedern verhelfen. Leb' wohl, Fanny!"

„Auf Wiedersehen!"

* * *

Es war an einem stürmischen Septemberabend gewesen, als der einundzwanzigjährige Studiosus Vogel in einem nahe bei der Residenz gelegenen Walde umherstreifte. Die farbige Corpsmütze trug er keck auf dem Haupte und der Plaid umhüllte seine schlanken Glieder. Unter den Eichen, die im Winde rauschten, wanderte er daher und das Rauschen war für ihn eine alte bekannte Sprache, in welcher die Natur ihre geheimsten Gedanken in seltsamen berückenden Klängen aussprach. Im Rauschen der Bäume vernahm er längst verhallte Priesterstimmen, die uralte heidnische Gebete sprachen, und zu Zeiten hörte er auch die süße Stimme einer Jungfrau. Die Felsen um ihn her wurden lebendig, sie bekamen in der Abendstunde Seelen, graue Steingesichter lugten und guckten unter dem Moos hervor; die einen sahen ernst und würdig drein, die andern schienen höhnisch zu grinsen, noch andere weinten — dann stöhnten und klagten die Rieseneichen gewaltig und die Erde begann zu zittern. Den Studenten erfaßte Schwindel, er sank auf einem Felsen nieder, aber drohend erhob sich plötzlich ihm gegenüber ein entsetzliches Steinbild, das ihn mit furchtbarer Miene anglotzte. Vogel sprang auf und eilte fort. Der Wind ward zum Sturme, der bald heulend durch die Bäume

dahinfuhr, bald fern in den Schluchten brüllte — das Leben im Walde wurde immer geheimnißvoller, unheimlicher — die Eichen rauschten im Chore einen gewaltigen Druidengesang, die Felsen hoben sich allenthalben aus der Erde und warfen die Moosmäntel ab und standen da — Männer und Frauen in langen Gewändern, um die blassen Häupter Kränze von Eichenlaub. — Der Student redete die Gestalten an, sie achteten nicht auf ihn — er rannte weiter — er kam in ein Waldthal — Nachtvögel flatterten darüber hin — ihm entgegen eilte die Gestalt eines Weibes. Als die Gestalt näher kam, wich sie scheu zurück. Vogel blieb stehen und machte eine tiefe Verbeugung. „Fürchten Sie nichts!“ rief er dem Wesen ihm gegenüber zu. „Ich bin der Studiosus juris Vogel, lyrischer Dichter, also völlig harmlos. Kann ich Ihnen in dieser Einsamkeit mit etwas dienen, so sehen Sie in mir Ihren unterthänigsten Diener!“

Er hatte sich nach diesen Worten der Gestalt genähert und stand nun vor einer jungen Dame von vielleicht siebzehn Jahren. Es war eine überaus schlanke, zarte Figur mit einem blassen Gesicht, aus dem zwei große Augen voll zehrender Gluth hervorsahen. In den schwarzen Locken trug sie einen Kranz von Eichen-

laub, um den fröstelnden Körper hatte sie einen prächtigen Shawl gezogen.

„Ich habe mich verirrt, mein Herr", sagte die Dame. „Meinen Vater und die übrige Gesellschaft habe ich heimlich verlassen, um im Walde herumzulaufen und mir Kränze zu flechten. Nun kann ich den Weg nicht wiederfinden. Der Abend ist stürmisch und ich friere!"

„Dort drüben", sagte der Student, „sah ich eben eine Gesellschaft, aber das war nicht die Ihre!"

„O doch — gewiß war sie es!" rief die junge Dame.

„Nein!" versicherte Vogel. „Es waren Männer und Weiber, zweitausend Jahre alt — sie trugen Kränze wie Sie — aber es waren Druiden und Druden — Seher und Seherinnen der Vorzeit! Unter rauschenden Eichenbäumen saßen sie und weinten in den Sturm hinein!"

Die Dame sah Vogel furchtsam an.

„Entschuldigen Sie, ich bin lyrischer Dichter! — Aber wo haben Sie Ihren Herrn Vater verlassen?"

Sie nannte den Namen eines Dorfes; Vogel bot ihr den Arm und seine Mütze an, sich damit zu bedecken. Den Arm nahm die Dame. Spät am Abend gelangten sie in den Wirthshaussaal des Dorfes und

trafen dort die ganze Gesellschaft, die sich eben nochmals zu einer großen Expedition rüstete, um die Dame zu suchen. Diese stellte den jungen Studenten ihrem Vater vor: der nannte sich Baruch Naphtali, die junge Schöne aber hieß Fanny. So war Vogel mit Fanny bekannt geworden, er hatte sie später im Hause ihres Vaters aufgesucht, aber bei diesem keine freundliche Aufnahme gefunden. Dann hatten sie sich heimlich gesehen, gesprochen und waren sich nah und immer näher getreten, denn sie sahen klar und deutlich ein, daß ihre Seelen verwandt waren. Als der junge Student wieder nach der Universität abgereist war, schrieben sie sich Briefe, durchschauert von einer pikanten, spirituellen Leidenschaft. Vogel dachte stets an Fanny, selbst in den wüsten Kneipereien des Babyloniercorps, dem er zugehörte, erschien ihm ihr Bild und hielt ihn ab, die Hefe der Zügellosigkeit mit seinen Freunden zu genießen. Ein Jahr war verflossen, da kehrte Vogel zurück und nahm, entzweit mit seinem Vater und diesem zum Trotz, seinen Aufenthalt in der Stadt. Er hatte Koller und Kanonen ausgezogen und sie mit sammt seinen Rappiren in der Babylonierkneipe aufgehangen, zum ewigen Angedenken an einen der flottesten Burschen des Corps und als Pfand für die Zahlung seiner letzten Zeche.

Vogel hatte Fanny seine Ankunft angezeigt und sie nahm ihn mit liebenden Armen auf. Zwei Jahre hindurch schrieb er, nur in Gedanken an Fanny, Briefe und Abhandlungen über das Spirituelle und dessen Einfluß auf die Gemüther. Was er dichtete, erzählte, er las es Fanny vor; tadelte sie, so verschwand es im Papierkorb. Sie hatte eine wundersame Gewalt über ihn. Wie mußte es daher die Seele Vogels berühren, als er erfuhr, daß Fanny dem Baron Kroatenküker vermählt werden sollte, diesem Manne, den er von noblen Passionen geistig und leiblich zu Grunde gerichtet wußte, diesem verzerrten Bildniß eines Cavaliers, das er längst in seinem Skizzenbuch verzeichnet hatte, als Musterexemplar einer Carricatur. Vogel hatte geschworen, daß der Baron Fanny nicht besitzen sollte, und er mußte, um selbst nicht in Verzweiflung zu fallen, diesen Schwur halten. Er mußte zu absonderlichen Mitteln greifen; Possenspiele mußten in die Welt gesetzt, ganz verwegene Streiche getrieben werden, um diese Verbindung zu hindern, aus einer unsichtbaren Laterna magica mußten Bilder auf den Weg Kroatenkükers geworfen werden, die ihn zu Tode hetzten. Dies alles zu leisten, fühlte sich der Literat Vogel geschaffen. Es gab (wie er durch Kroaten=

küker selbst erfahren zu haben glaubte) Stellen genug in dem Leben des Barons, die man als spitzige Dolche gegen ihn richten konnte. Diese zu finden, war nunmehr eine Preisaufgabe für Vogel geworden.

Achtes Kapitel.

Ein Knabe von dunkler Herkunft.

All die Versuche, welche Herr Leonard machte, um einen Knaben von dunkler Herkunft zu finden, waren bisher vergeblich gewesen und dennoch hatte er sich dem Baron nunmehr von Neuem verpflichtet, ihm binnen drei Tagen einen Sohn zu verschaffen. Es war ein feierlicher Augenblick gewesen.

„Sylvester Bartholomäus Leonard Ben Jussuf, ehedem genannt Louis de Calembourg, wo hast Du Deine Schlauheit, Deine Erfindungsgabe begraben? Hast Du sie dem Kaiser von Marocco oder der Sultanin von Delhi zum Opfer gebracht? Oh, ich wette, daß Deine Schlauheit auf irgend einem Hochplateau Amerikas eingefroren ist — oder hast Du sie in Cyperwein ertränkt? Armer Leonard, dem ein solcher Spaß, wie wir ihn jetzt auszuführen gedenken, vormals eine Bagatelle war; O — O Leonard Ben Jussuf, ich beklage Dich sehr.“ — So

redete Kroatenküker an jenem Tage ihm höhnisch zu. Da erwachte Leonards ganzer Stolz, er richtete sich aus einer zusammen gesunkenen Lage empor und sagte langsam: „Ich will Dir zeigen, verfluchter Kroatenküker, der Du Dir einen Sohn aus dem Schlamme des Nils schaffen willst, ich will Dir zeigen, daß ich das, was ich will, noch eben so gut kann, wie vordem. Heute binnen drei Tagen liegt Dir ein Söhnlein am gerührten Vaterherzen, oder Du sollst mir die seidene Schnur schicken!“ —

„Ich werde Dich beim Wort halten,“ erwiderte der Baron. „Es soll mir eine Wollust sein, zuzusehen, wie Du, der Du ehemals sprühtest von Witz und Geist und Energie, wie Du, nun alt und abgestumpft mit verzehrtem Hirn, Dir das Schnürchen um die dürre Gurgel schlingst und mit abscheulichem Mienenspiel abfährst!“ —

Binnen drei Tagen also hatte sich Herr Leonard verpflichtet, seinem Freunde einen Sohn zu schaffen. — Die Situation reizte, das Abenteuerliche verlockte ihn. — Ein Tag verging, während welchem Herr Leonard sich mit dem Suchen nach einer Idee befaßte — ohne zu einem Resultate zu gelangen. — Als er am andern Morgen seine Morgenpfeife rauchte, brachte der Vergolder das eingerahmte Bild des Malers Schnings:

„die Findung Moses' — Ben Jussuf ließ es vor sich hinstellen und starrte es lange an. „Ach," seufzte er. „Wäre ich doch auch eine Tochter Pharao's und fände jetzt so einen Moses im Schilfe meiner Gedanken —"

Plötzlich fuhr es ihm wie ein leuchtender Funke durch das Gehirn.

„Ich habe ihn!" schrie er. „Ich habe den Sohn, den süßen Engel, das Galgenmännlein!" — Er schellte nach Attila.

„Einen Wagen, Schurke!"

Fünf Minuten später fuhr Herr Leonard in die Stadt nach der Wohnung des Malers Schnings; eine solche Eile hatte er, daß er über seinen großgeblümten Schlafrock nur eine Art Mandarinenmantel geworfen hatte, auf dem Kopf aber noch den Fez trug. Herr Schnings war zu Hause. Als der Alte in die Stube des Malers trat, portraitirte dieser gerade ein schönes junges Mädchen, welches ihm gegenüber auf einem Schemel saß.

Beim Anblick Leonards, welcher in seinem seltsamen Kostüm hastig hereintrat, fuhren Beide auf.

„Entschuldigen Sie meinen Ueberfall, Herr Schnings!" rief Leonard. „Ich fuhr gerade vorüber, und wollte nicht versäumen, Sie in Ihrer Häuslichkeit aufzusuchen!"

„Welche Ehre, Herr von Leonard! Welche Ehre Herr von Jussuf;“ sagte der kleine Maler mit unaufhörlichen Komplimenten.

„Sollte ich stören, so werde ich später wiederkommen?“ —

„O nein, nein!“ erwiederte Schnings. „Die Sitzung wäre doch im nächsten Augenblick zu Ende gewesen!“ —

„Ja“ sagte das schöne Mädchen, das Niemand anders war als der junge wilde Fasan. „Ich muß jetzt in die Probe zum Propheten!“ —

„Allah il Allah!“ seufzte Jussuf, die Arme kreuzend. „Du scheinst mir zu den Rechtgläubigen zu gehören, meine Tochter?“

„Ich bin Tänzerin!“ knickste das Mädchen.

„Ah, Bajadere! Ah, ich grüße Dich, meine Tochter! Auch ich habe einst in Japan vor dem Kaiser des Landes einen Tanz meines eigenen Arrangements ausgeführt.“

„Vielleicht die Spitzenpolka?“

„Nein, ich nannte ihn La Hophop — la — hopla! doch was siehst Du mich so nachdenklich an, mein Kind?“

„Ich besinne mich, aus welcher Oper Sie eigentlich sein mögen!“

„Du gefällst mir, Kleine!“ lächelte Leonard. „Hier

nimm diesen Ring und gedenke meiner! Ich wünsche Dich bald einmal wieder zu sehen.“

Er zog einen kleinen Ring von seinem Finger und steckte ihn der Tänzerin an. Diese machte einen wunderbar grazieusen Knicks, wie ihn nur ein „gebildetes“ Frauenzimmer machen kann und schwebte davon. Leonard war mit Schnings allein. Der Alte zwang sich zur Ruhe, er wanderte in dem Zimmer umher und betrachtete sich die Bilder Schnings', welcher mit dem wohlklingensten, höflichsten Redensarten den Führer machte — Leonard fand, zum Ruhme des kleinen Malers sei es hiermit constatirt, unter den zahlreichen Skizzen und halb vollendeten Bildern einige ganz vortreffliche Sachen. Plötzlich wandte sich Ben Jussuf zu dem Maler und sagte:

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Schnings, Sie werden, wenn Sie in dieser Weise fortfahren zu schaffen, baldigst ein höchst beachtenswerther Künstler sein und alle Zeitungen Europa's werden Ihren Namen in ihren Spalten führen. Oh, das wird Ihnen wohlthun — nicht?“

„Meinen Sie wirklich, Herr von Jussuf,“ fragte Schnings, „daß mein geringes Talent Anerkennung finden wird?“ —

„Ich behaupte es sogar," rief Herr Leonard. „O diese Behandlung der Farben, diese Zusammenstellung der Extreme, dieser Geist, dieser Witz — diese Empfindung, die sich allenthalben kundgiebt. Ich schwöre Ihnen, verehrtester Herr Schnings, daß Sie binnen vier Jahren ein berühmter Mann sind. Und dann, wie wird Ihr Vater voll Stolz auf Sie blicken —"

„Ich habe keinen Vater mehr!" sagte Schnings.

„Oder Ihre Mutter?"

„Ich habe auch keine Mutter mehr. Ich habe meine Eltern nicht gekannt!"

Lange betrachtete Herr Leonard den kleinen Maler, dann rief er: „Sollte es doch so sein — O — Allah, wie würde ich Dir danken, wäre es so!" —

Verwundert blickte Schnings Herrn Leonard an.

„Wer war Ihr Vormund?"

„Bis zu meinem dreizehnten Jahr war ich in Burgau bei dem alten Weibe, der Mutter Lene," erwiderte Schnings.

„Ich muß mir Gewißheit verschaffen!" rief Leonard. „Oh, es wäre zu himmlisch — Sie — der Sohn meines besten Freundes!"

„Was," schrie nun seinerseits der Maler. „Ich — ein Sohn? Ich, der Sohn Ihres besten Freun-

des, Herr von Jussuf? Können Sie Klarheit in meine Herkunft bringen?“

„Ich hoffe es,“ sagte Leonard ernst. „Ich hoffe es klar darlegen zu können, daß Sie der Sohn des Barons Jaromir —“

„Jaromir?“ schrie der kleine Maler. „Das stimmt, die alte Lene, wenn ich Abends bei ihr am Ofen saß, und sie in die Flammen starrte — sang häufig mit krächzender Stimme:

„Ja, ich bin's, den Du genannt —
Bin's, den alle Wälder kennen,
Bin's, der Räuber Jaromir!“

„Und Sie sind der Sohn dieses Räubers!“ bestätigte Leonard. „Sie sind der Sohn Jaromirs! Ich verwette meinen Kopf! die Aehnlichkeit frappirte mich gleich beim ersten Anblick!“

„Ich der Sohn eines Barons! der Sprößling eines Räubers!“ brüllte Schnings. „Oh, unerhört!“ —

„Schweigen Sie! Ich bitte!“ suchte ihn Leonard zu beruhigen. „Vorerst noch schweigen Sie gegen Jedermann, da es sonst leicht üble Folgen haben könnte!“

„Ja, ja! Ich schweige!“ betheuerte Schnings. „Aber, Herr von Jussuf, ist mein Vater Jaromir reich?“ —

„Das wird sich alles finden!“ erwiederte Leonard.

Ich scheide jetzt, um Ihnen bald bestimmte Nachricht bringen zu können! Er umarmte den Maler, eilte hinunter in den Fiaker und fuhr nach der Wohnung Kroatenkükers.

„Der Knabe dunkler Herkunft ist gefunden!“ sagte er eintretend zum Baron.

Neuntes Kapitel.

Jaromir.

Am Abend des Tages, an welchem Leonard Ben Jussuf den Maler mit seinem Besuch beehrt hatte, saß der Letztere in seinem Atelier, den Kopf auf die Hände gestützt, so daß die langen Haare wild über sein Antlitz hingen, und starrte vor sich hin; da ertönten eilige Schritte auf der Treppe, die Thüre ward aufgestoßen und herein schritt die Gestalt eines Mannes, den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Glieder in einen langen Mantel eingehüllt. Schnings sah den Besuch erstaunt an.

„Ich grüße Sie, Alexander", sagte der Unbekannte. „Ich grüße Sie im Namen der Mutter. Die Zeichen stimmen. Sie sind der verlorene Sohn Jaromirs."

Schnings erhob sich und trat mit stolzer Miene auf den Fremden zu.

„Ja", sagte er mit gehobener Stimme. „Ich bin ein

verlorener Knabe, ich bin ein von meinem Erzeuger verlassenes Kind; aufgewachsen wild und verwahrlost, habe ich mir meine Existenz gründen müssen mit Heuchelei und in Trübsal; gleich der Schlange habe ich mich gewunden, und wenn ich getreten wurde, durfte ich nicht stechen. Das war ein schlechtes, erbärmliches Leben für mich bis auf diese Stunde."

„Sie diesem Leben zu entreißen, komme ich!" sagte der Andere und nahm den Hut ab, die Abendsonne färbte die bleichen Züge Kroatenkükers. „Ich werde Sie in die Arme Ihrer Mutter geleiten."

„Und mein Vater?"

„Ihr Vater ist verschollen!"

„Es war Jaromir der Räuber!" flüsterte Schnings, „vielleicht hat er das Loos der großen Banditen getheilt."

Ihre Mutter, eine hochgestellte Dame, wird Sie voll Liebe und Zärtlichkeit in ihre Arme schließen! Ich werde Sie zu ihr führen!"

„Ich weiß diese Ehre vollständig zu würdigen, da Sie unstreitig eine eben so hochgestellte Persönlichkeit sind, wie meine Mutter!"

„Ich bin der Baron Kroatenküker!"

„Kannten Sie meinen Vater, haben Sie mit ihm

die Wälder durchstreift — es soll in den Forsten Podoliens und Ungarns ein guter Baumschlag geben?"

„Wer ihm nur die Idee beigebracht hat, daß ich ein Räuber gewesen sei?" dachte Kroatenkücker. „Ein unangenehmer Mensch!" Laut sagte er: „Ich bedauere, nicht länger verweilen zu können, morgen auf Wiedersehen!"

„Meine Freunde feiern morgen Abend ein Fest!" sagte Schnings. „Ich werde auch dabei sein!"

„Ich weiß es," sagte der Baron; „während dieses Festes wird es geschehen, daß Sie Ihre Mutter finden!"

Damit ging er. Als seine Schritte verhallt waren, rief Schnings, mit dem Fuß auf den zerlöcherten Fußboden stampfend: „Ich will es sein, ich will ein Schauspieler sein, ich will Komödie spielen, wie sie Alle. Ich will die Rolle, die mir zugetheilt wird, spielen, wacker und brav; ich habe den Maler Schnings gespielt, und will jetzt den wiedergefundenen Sohn einer hochgestellten Dame darstellen! Betrüge ich die Leute? Nein! Sie haben mir ja selbst die Rolle zugetheilt und wer kann beweisen, daß es eine falsche ist? Ich habe meine Eltern nicht gekannt, die alte Lene zog mich auf aus Gnade und Barmherzigkeit. Soll ich etwa ‚Nein' sagen, wenn eine vornehme Frau mir zuruft: ‚Du

bist mein Sohn!' Ich wäre ein Thor! Es kann ja auch freundliche Wahrheit sein. Ich kann ja auch wirklich der Sohn Jaromir's sein, wie sie sagen! Also hinein in das Komödienspiel der Welt, die Wimpel meines Fahrzeugs flattern lustig im Winde, ich werde Baron, ich werde adlig, ah — und dann zu Dir, Gräfin Maria!"

* * *

Jaromir von Kroatenküker hatte sich das Abendessen in einem Hotel bereiten lassen und dazu einige gute Freunde eingeladen, denn es trieb ihn dazu, den Tag, welcher ihm den Sohn der Kammerherrin zugeführt hatte, festlich zu begehen. Die Herren schwelgten, bis der Morgen auf die leeren Schüsseln, den vergossenen Wein und die verschwärmten Gesichter blickte. Der Baron nahm von seinen Freunden Abschied und wankte nach Hause, er legte sich schlafen und schlief bis um Mittag; dann machte er Toilette und ging in das Hotel Karioly. Die Kammerherrin war ausgefahren, er wollte sie erwarten und wanderte in dem Salon umher, in dem er die Bilder, welche die Wände bedeckten, betrachtete. Vor einem derselben blieb er lange Zeit stehen.

Es war ein schönes üppiges Frauenbild: das Bild Cordelia's, als sie jung war; so sah sie aus, als der Baron sie zum ersten Mal erblickte, als er sie liebte und ihr diese Liebe gestand; damals waren ihre Wangen von der Frische der Jugend geröthet, die Lippen stolz lächelnd im Bewußtsein ihrer Schönheit, die Augen leuchtend, ausstrahlend das Märchen der Liebe; jetzt waren Cordelia's Wangen noch immer leicht geröthet, aber die Kunst hatte die Jugend ersetzt, ihre Lippen lächelten noch immer, aber dieses Lächeln war Zwang — ihre Augen strahlten auch jetzt noch, aber das Märchen der Liebe war längst begraben. Der Baron dachte es und dachte an sich; auch in seiner Brust erhoben sich Grabkreuze, die den Untergang der Empfindungen seiner Jugend anzeigten, auch er hätte viel zu betrauern gehabt. Seine Liebe war schlafen gegangen, längst, er hatte sie mit der der Kammerherrin begraben, die Achtung vor sich selbst lag im Hügel daneben mit dem Glauben an Tugend und Rechtlichkeit.

„Meine Liebe ist todt!" flüsterte Jaromir vor sich hin. „Sie starb mit Dir, Du schönes Bild Cordelia. Damals, als ich Dich liebte, wie durchwühlte mich Weh und Lust und Verzweiflung, wie warb ich um Dich glühend und stürmisch, und Du konntest mir nicht wi-

verstehen. Weib, dessen Schönheit und Stolz so Viele elend gemacht, Du mußtest mir folgen, blind und voll Leidenschaft; Stolz und Schönheit lagen mir zu Füßen; damals konnte ich lieben und wurde wieder geliebt, jetzt bin ich alt und müd' und Fanny haßt mich!"

Gewänder rauschten neben ihm, der Baron fuhr auf und erblickte die Kammerherrin.

„Nun Jaromir?" fragte Cordelia. „Sie starrten mein Bild an! Ich errathe Ihre Gedanken! Sie zogen Parallelen zwischen Sonst und Jetzt. Ja, sonst, Jaromir, war es anders, nicht wahr? Sonst war es anders mit mir und auch mit Ihnen! Zucken Sie nicht die Achseln, Baron, Sie und ich, wir sind dahin! Suchen Sie in den Ruhehafen einzulaufen, indem Sie Fräulein Naphtali heimführen und mir die Tage meines Alters durch die Pflege eines geliebten Sohnes versüßen!"

„Ich weiß, theure Cordelia!" sagte Kroatenküker, „daß die Frist, welche ich mir gestellt habe, um ist und lade Sie deshalb ein, heut' mit mir das Fest, welches eine hiesige Künstlergesellschaft giebt und zu welchem mich Meinhold eingeladen hat, zu besuchen. Dort werden Sie Ihren Sohn unbeobachtet sehen können, und er wird von mir in Ihre Arme geführt werden."

Die Kammerherrin ließ sich in einen Sessel nieder. „Auf einem Künstlerfest soll ich ihn finden?"

„Alexander ist Maler, Cordelia! Ich hatte ihn bei guten Leuten hier untergebracht —"

„Mein Sohn lebt in dieser Stadt und Sie konnten ihm mir so lang entziehen?"

„Ich würde auch jetzt, wenn Sie nur gebeten hätten, ihn in seiner anspruchlosen Kammer, bei seiner Staffelei und seinen Bildern gelassen haben, aber Ihren Drohungen, die meine Existenz gefährden, mußte ich mich fügen. Ich habe ihn also aus der Dachkammer, wo er glücklich und zufrieden lebte, herausgerissen, und werde ihn in die Regionen, wo wir walten, einführen. Wir haben einen Raub an dem Glücke eines Menschen begangen, Cordelia. Wenn ich über das Geschick Alexanders ausschließlich zu verfügen hätte, würde er nie erfahren haben, daß seine Mutter die Kammerherrin von Bunt, sein Vater ein Baron und er das Erzeugniß des Umgangs zwischen diesen hochgebornen Personen ist, die dennoch so niedrig, so sclavisch unter den Einflüssen des Lebens leiden mußten, daß sie sich nicht vor der Welt besitzen konnten."

Cordelia starrte düster vor sich hin.

„Wenn Sie meinen, Baron — daß Alexander nicht glücklich würde —“

Es ist zu spät, Ihr Wort zurückzuziehen. Ich habe ihn heute vorbereitet —“

„So kennt er Sie als seinen Vater?“

„Nein — ich hatte nicht den Muth, mich ihm zu entdecken. Wie werden Sie ihn aber in der Welt einführen?“

„Ich hatte einen Bruder, Franz von Bunt — erinnern Sie sich dessen noch? — er widersetzte sich energisch meiner Verbindung mit dem Kammerherrn, meinen Vetter — Franz führte ein abenteuerliches Leben und ist jung auf einer Reise in Rußland gestorben. Als Sohn meines Bruders werde ich Alexander vorstellen.“

„Eine gute Idee —!“

„Soll ich nun Fürsprecherin für Sie bei dem Banquier Naphtali sein?“

„Meinen Dank für Ihre Absicht, Cordelia, der Alte hat mir die Hand seiner Tochter schon zugesagt. Wenn Sie nur die Freundlichkeit haben und nach unserer Verabredung, nicht wider meine Verbindung intriguiren.“

„Mein Wort darauf,“ sagte Cordelia zerstreut.

„Und — Hören Sie, Baron, ich hoffe, daß Alexander trotz Ihrer entgegengesetzten Gedanken, glücklich werden wird.“

„Ueberlassen wir sein Glück der Zeit,“ sagte Jaromir und verabschiedete sich.

Die Kammerherrin rief ihn noch einmal zurück. Sie erhob sich und sah ihm starr in die Augen:

„Betrügst Du mich auch nicht?“

„Cordelia, soll ich schwören —!“

„Ich muß Dir diesmal trauen — Es wäre zu entsetzlich. — Auf Wiedersehen, heut' Abend!“

Zehntes Kapitel.

Die armen Leut', die armen Leut',
Die leben eine frohe Zeit. —

Beranger.

Während in dem Salon der Kammerherrin von Bunt das Schicksal des kleinen Malers Schnings zu einem glänzenden gestaltet wurde, saß Schnings' Kollege, Andreas, traurig in seiner Dachstube. Am Abend gaben die Mönche ihr Fest und er, eines der edelsten Mitglieder der Genossenschaft, er, dessen Geliebte, die schöne Lola, auf dem Balle strahlen und glänzen sollte, hatte kein Geld. Verzweiflungsvoll saß Andreas da und zählte und rechnete ein über das andere Mal:

„Ein Wagen: 10 Silbergroschen. Ein Couvert für sie: 15 Silbergroschen. Ein Couvert für mich: 15 Silbergroschen. Zwei Flaschen Wein: à 12 Silbergroschen, kosten 24 Sgr. Sonstige Erfrischungen: 7 Sgr. Ein Blumenstrauß, den ich Lola zu kaufen versprochen: 10 Sgr. Summa: 2 Thlr. 21 Sgr.“

Woher sollte Andreas diese Summe nehmen? Bilder, zum Verkaufe geeignet, besaß er augenblicklich nicht und sonst war er vollständig besitzlos.

„Zwei Thaler einundzwanzig Silbergroschen!“ seufzte er. „Hätte ich nur eine Uhr, ich würde sie gern dem ersten besten Juden für diesen Preis opfern. Aber ich habe keine Uhr! Ich habe von jeher dem Grundsatze gehuldigt, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt! Wie muß ich es jetzt büßen. Jetzt schlägt meine Stunde und ich habe keine Uhr, sie auf das Leihhaus zu tragen!“

Und Andreas fing von Neuem an zu rechnen: „Ein Couvert für sie: 15 Sgr. Eins ditto —“

Verdrießlich brach er ab und schritt in der Kammer auf und nieder.

„Ich muß borgen“, dachte er, „aber bei wem? Meine Freunde haben alle selbst nichts — der Literat Vogel — Otto der Mönch, Schnings, Grasspringer — sie sind eben so arm, wie ich — Meinhold — hat auch nichts übrig — Schiefling — Ja — Schiefling!“ rief Andreas plötzlich laut. „Schiefling! Ich habe den Glauben, daß dieser sich Kapitalien macht! — Zu Schiefling, dem Oberpriester, dem Mönchspräsidenten! Vielleicht ist er im Stande, mich zu retten!“

Andreas ging also zu Schiefling. Als er bei dem

Dekorationsmaler eintrat, lag dieser auf seinem Kanapé, ein gestreiftes Tuch um den Kopf geschlungen, und rauchte eine lange Pfeife.

„Ah!“ rief er. „Andreas, sei mir gegrüßt, edler Knappe! Was führt Dich zu mir: Hast Du Gelüste, eine Pfeife zu rauchen — willst Du mit mir ein unsterbliches Kartenspiel riskiren, oder bist Du hergekommen, um Dich von mir über eine dunkle Stelle in irgend einem dramatischen Dichter belehren zu lassen?“

„Nichts von Allem führt mich zu Dir“, erwiderte der Karikaturenmaler. „Ich komme vielmehr, um Dich anzupumpen.“

„Stelle mich auf den Kopf!“ rief Schiefling. „Stülpe mich um und um — Du wirst keinen Silberthoman aus mir herausfallen sehen —“

„Aber unser heutiges Fest!“ schrie Andreas. „Wir müssen doch Geld haben! Vor allen Andern, Du, der Präsident!“

„Ich werde auch noch etliche Thomans erwerben“, sagte Schiefling. „Lies dies Blatt, mein Sohn.“

Andreas überflog ein Papier, welches ihm der Dekorationsmaler reichte.

„Das ist ja eine gegen Dich gerichtete Mahnung des Leihbibliothekars Keilmeier, betreffs eines Buches,

welches Du seit einem halben Jahre in fortwährendem Besitz —"

„Er hat mich schon einige Male in Güte gemahnt, nun droht er, wenn er heute nicht das Geld bekommt, mit einer gerichtlichen Klage!"

„Was willst Du beginnen?"

„Verklagen lasse ich mich nicht gern!" brummte Schiefling. „Sein Geld bekommt Keilmeier heute noch — und zwar um einen hohen Preis!"

„Erkläre Dich!"

„Er selbst muß mir dafür das Geld geben, welches ich als Präsident der Mönche auf dem Feste brauche."

„Du wirst räthselhaft, Schiefling!"

„Siehst Du dort jenes Bild?"

„Das Grau in Grau gemalte?"

„Dasselbe!"

„Das Portrait Deiner Hauswirthin, jenes entsetzlichen Weibes —"

„Du irrst, Andreas, — es ist die Todtenmaske des göttlichen Dante."

„Und was gedenkst Du mit diesem fürchterlichen Bildniß zu thun?"

Der Dekorationsmaler streifte das Tuch von seinem Haupte, legte die Pfeife weg und setzte seinen Hut auf,

der aus einem längst vergangenen Zeitalter zu stammen schien, nahm das Bild Dante's unter den Arm und wandte sich, nachdem er noch das Buch aus der Leihbibliothek zu sich gesteckt, zum Gehen.

„Folge mir, Andreas, Du wirst in dieser Stunde von mir lernen, wie ich mir güldene Thomans erwerbe.“

„Wohin gehst Du?“

„Geraden Weges zu meinem Freunde Keilmeier.“

Andreas folgte Schiefling. Als die Freunde in den Laden des Antiquars und Leihbibliothekars traten, empfing sie Herr Keilmeier mit einem höhnischen Bückling.

„Nun, verehrter Herr Schiefling“, sagte er, „haben Sie mein Billetchen erhalten?“

„Hier ist das Buch“, sagte Schiefling, dasselbe auf den Ladentisch legend. „Quittiren Sie die Rechnung.“

„Ah, welche Ehre!“ rief Herr Keilmeier. „Sie selbst haben sich bemüht — die Rechnung — — gleich werde ich sie quittiren, wollten Sie nur die Gewogenheit haben, mir erst den kleinen Betrag von zwei Thalern einzuhändigen.“

„Hier“, sagte Schiefling und reichte dem Antiquar das Bild Dante's. „Hier, dies vortreffliche Gemälde,

für welches mir schon dreißig Thaler geboten worden sind, will ich Ihnen überlassen —"

„Was?" schrie Keilmeier. „Dies graue Uhugesicht?"

„Sie werden ein glänzendes Geschäft damit machen. Es ist Dante, der Ghibelline, — nach der Natur gemalt. — Sollten Sie das Bildniß aber nicht verkaufen können, so hängen Sie es nur in Ihre gute Stube über die Kommode, dort wird es sich sehr schön ausnehmen."

„Meine Frau fällt in Ohnmacht", sagte Herr Keilmeier, „beim Anblick des Bildes. Nein, werther Herr Schiefling, dieses Bild mag sehr gut sein, aber ich kann es unmöglich als Zahlung annehmen."

„Wir sprechen noch darüber", sagte Schiefling. „Vorläufig nehmen Sie meinen besten Dank für dies vortreffliche Buch, das mich äußerst entzückt hat. — O, dieser Shakespeare! Tag und Nacht habe ich an seinem Richard dem Dritten gelesen — habe ihn studirt und kann ihn nun auswendig! Hören Sie!

„Nun ward der Winter uns'res Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks.
Die Wolken all', die unser Haus bedräut,
Sind in des Weltmeers tiefem Schooß begraben —"

Schiefling sagte den ganzen Eintritts = Monolog

Richards her mit seiner schweren tragischen Stimme, langsam und mit Würde.

„Bitte, Herr Schiefling“, sagte der Antiquar ungeduldig, „denken Sie an die Rechnung.“

„Mein Bruder, guten Tag! Was soll die Wache
Bei Euer Gnaden?“

fuhr der Maler fort.

„Aber Herr Schiefling! Mein Geld!“

„Aus welchem Grund?“
„Ach, Mylord, das ist Euer Fehler nicht.“
„Doch was bedeutet's, Clarence? Darf ich's wissen?“
„Wir sind nicht sicher, Clarence, sind nicht sicher!“
„Was sagt Ihr, Herr? ist Alles das nicht wahr?“

„Nein!“ schrie Herr Keilmeier. „Das Alles ist nicht wahr! Sie lügen, Herr Schiefling! Denken Sie an meine Rechnung!“

Schiefling machte eine tragische Pantomime und ließ ein paar Mal das dramatische R ertönen. Der Antiquar sprang auf ihn zu und wollte ihm den Mund zuhalten.

„Ihr Mann, Du Schuft? Willst Du mich fangen?“

rief der Maler.

„Meine Rechnung!“

Schiefling zeigte auf das Bild. Der Antiquar

machte eine abwehrende Bewegung. Schiefling fing von Neuem an zu declamiren. Er sagte die Scene Richards am Sarge des frommen Königs Heinrich her. Durch den Klang seiner Stimme herbeigelockt, war Frau Keilmeier in dem Laden erschienen — gefolgt von ihrer Lieblingskatze. Schiefling rührte diese Dame so, daß Thränen ihren Augen entströmten. Ueberwältigt von diesem Anblick, fing auch der Gehülfe des Antiquars an zu weinen. Rathlos lief Herr Keilmeier im Laden umher — und trat dabei der Katze auf den Schwanz, so daß diese in ein lautes Miauen ausbrach.

„Herr!" rief der Antiquar. „Herr, ich behalte das Bild! Zwei Thaler ist es werth! Aber machen Sie mich, mein Weib, meine Katze, meinen Gehülfen nicht toll!"

„Sie wollen das Bild behalten?" fragte Schiefling. „Gut — dann bekomme ich noch drei Thaler heraus. — Nur für diesen Preis kann ich mich von Ihnen trennen."

Herr Keilmeier stand erstarrt.

„Sie wollen nicht?" rief der Maler. „O, Ihr Buch birgt noch viele schöne Stellen, ich weiß sie alle aus dem Kopfe zu recitiren."

„Schweigen Sie!" stöhnte der Leihbibliothekar.

„Bitte, bitte, noch eine Scene!" flüsterte Frau Keilmeier, sich die Thränen trocknend.

„Mit Vergnügen:

„Sie thun mir Unrecht und ich will's nicht dulden —"

„Weib, willst Du mich unter die Erde bringen!" jammerte Keilmeier; in demselben Moment sah er, wie sein Gehülfe, dem dicke Thränen in den Augen standen, das Tintenfaß statt des Sandfasses über das Hauptbuch gießen wollte — mit einem großen Sprunge war er neben dem Sünder. Mit der einen Hand verhinderte Keilmeier das Verbrechen, mit der andern riß er den Geldkasten auf und warf drei Thaler auf den Tisch.

„Nehmen Sie, nehmen Sie!" schrie er. „Entfernen Sie sich und wagen Sie nie wieder, ein Buch bei mir zu leihen!"

„Nicht wahr, Shakespeare ist ein großer Dichter", sagte Schiefling, nahm das Geld und empfahl sich, während ihm Frau Keilmeier nachweinte.

„Siehst Du, Andreas", sagte er auf der Straße zu diesem, der schweigend, innerlich lachend, der Scene beigewohnt hatte, „siehst Du, so erwirbt man sich in großen Augenblicken Geld —"

„Du hast es arg getrieben", sagte Andreas.

„Es thut mir leid, daß ich nicht mehr fordern konnte, um auch Dir zu helfen, mein Knappe, aber bei einer höheren Forderung befürchtete ich das Mißlingen des Planes.“

„Ich werde sehen, ob ich von einem anderen Freunde einige Thaler erhalten kann.“

„Willst Du Dein Glück nicht auf meine Weise versuchen, edler Jüngling?“

„Ich habe für Verse ein zu schlechtes Gedächtniß“, sagte Andreas. „Sonst könnte Dein Erfolg mich verlocken.“

Andreas schied. Er kehrte traurig in seine Wohnung zurück. Der letzte Hoffnungsschimmer war erloschen — Wuth auf sich und alle Menschen bemächtigte sich seiner; er schritt erregt im Zimmer auf und ab, vor seinen Sinnen tauchten wieder die Ziffern auf, welche die Summe ausdrückten, deren er benöthigt war und unwillkürlich fing er wieder an, laut vor sich hin zu rechnen:

„Ein Wagen 10 Sgr. — ein Couvert für sie 15 Sgr. — eins ditto —“ Da wurde die Thüre aufgerissen und Vogel trat ein.

„Bist Du ein Jude geworden, Andreas?“ fragte der Literat. „Schon auf der Treppe hörte ich Dich

Zahlen schreien. Ich glaube gar, Du willst speculiren?"

„Ach nein!" seufzte der Maler. „Ich speculire nicht — aber ich addire das Geld zusammen, welches ich für Lola und mich heute Abend brauche und nicht besitze!"

„Du hast kein Geld, mein Junge? — — — Ich habe auch keins! Ich mache mir aber auch keine Sorgen darüber."

„Wie aber willst Du Geld anschaffen?"

„Es ist jetzt zehn Uhr Morgens — um sechs Uhr Nachmittags werde ich mit Elise nach der Rosenkneipe fahren, dazwischen liegen noch lange Stunden!"

Der Maler fing an, in der Kammer auf und ab zu gehen.

„Du bist traurig, Andreas", fuhr der Literat fort. „Dein Herz ist so schwer, wie Dein Geldbeutel leicht ist. Ich kann in meiner Nähe keine traurigen Gesichter, keine schweren Herzen leiden. Ich werde Dir helfen, Andreas!"

Vogel ging — nach einer Weile kehrte er wieder und warf auf den Tisch des Andreas eine Handvoll Thaler. „Da hast Du Geld", sagte er. „Seid damit fröhlich, Du und Lola."

„Wo hast Du es her?“ fragte der Maler erstaunt.

„Ich habe meine Bücher und eine werthvolle Autographensammlung verkauft“, erwiderte Vogel. „Was nützt mir der todte Plunder, wenn ich frisches Leben dafür einhandeln kann —“

„Aber das ist ja zu viel für mich. Ich brauche ja nur zwei Thaler einundzwanzig Silbergroschen.“

„Thor!“ lachte Vogel.

„Nein, nein!“ rief Andreas eifrig. „Ich habe es wohl berechnet. Mehr habe ich nicht nöthig.“

„Du weißt nicht, Freund, was ein Mädchen braucht, wenn es zu einem Balle geht. — Gehe hinüber zu Lola und lasse Dir ihre Bedürfnisse beichten — Du wirst dann dieses Geld nicht verschmähen.“

„Hast Du für Dich aber auch genug zurückbehalten?“

„Genug für mich und Elise —“

Andreas umarmte den Freund.

„Ich danke Dir von Herzen, Vogel!“ rief er. „Du hast mir die frohe Laune meiner Seele wiedergegeben. Ich werde jetzt meinem Mädchen Blumen kaufen und seinen Namen lustig bei klingenden Gläsern rufen können, ohne einem Manichäer dafür zu danken.“

„Komm Andreas“, sagte Vogel, „wir wollen einige Straßenstudien machen.“

Der Weg führte die Genossen durch die Straße, in welcher Lola wohnte. So kam es, daß sie dieser jungen Dame, die einen Ausgang machen wollte, begegneten. Die Freunde blieben stehen und plauderten mit ihr.

„Mir kommt eine Idee!" rief Vogel plötzlich. „Ich lade Euch zum Frühstück ein. — Wir wollen in eine nahegelegene Restauration gehen und uns im Freien niederlassen. Mich verlangt es, unter einem grünen Baume meinen Durst zu stillen."

Andreas und Lola nahmen die Einladung an. — Als sie durch das Zimmer der Restauration gingen, saß dort ein nachlässig gekleideter Mensch mit einem verlebten Gesicht, um welchs langes blondes Haar hing. — Er blickte düster in das vor ihm stehende leere Bierglas und schien die Eingetretenen nicht zu bemerken.

„Schnöberle!" rief Vogel.

Der Dichter Schnöberle sah von seinem leeren Bierglase auf.

„Ich grüße Euch, Mönche!" sagte er mit matter Stimme. „Ganz der Ihre, schöne Nonne. Kann ich Dir mit etwas dienen, Vogel?"

„Ich lade Dich hinaus unter den Lindenbaum zum Frühstück ein."

Schnöberle folgte ihnen. Das Frühstück, welches der Literat Vogel gab, war opulent.

„Sie hätten Elise einladen sollen", sagte Lola.

„Ich war vor einer halben Stunde in ihrer Wohnung", erwiderte Vogel. „Sie war ausgegangen —"

„Kannst Du Deine Rolle, Lola?" fragte Andreas. „Hast Du sie jeden Morgen als Frühgebet memorirt?"

„Ich werde Herrn Vogel, der mir dieselbe, wie Du weißt, einstudirt, keine Schande machen."

„Die Proben gingen ausgezeichnet", sagte Vogel. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Dilettanten solchen Effect hervorrufen könnten.

„O, wir sind Künstler, mein Herr!" rief die Putzmacherin.

„Ueberhaupt", fuhr der Literat fort, „habe ich mich an den Abenden, wo probirt wurde, sehr gut unterhalten. Der alte Feurig, der als Ehrengarde Margarethens zugegen war, hat mir einige originelle Kapitel aus seinem Leben erzählt. Jede Stunde, die ich mit ihm verkneipe, ist mir fünf Louisd'or werth."

„Wir wollen Feurig leben lassen!" rief Andreas — und sie stießen die Gläser zusammen auf das Wohl des alten Feurig Georg.

„Fräulein Lola, schönste der Nonnen", sagte Schnö-

berle zu der Putzmacherin, „sollten Sie je, außer Andreas, noch eines Ritters bedürfen, so stehe ich und mein Degen Ihnen zu Diensten.“

„Wenn ich in Gefahr gerathe, wird Andreas mich schon zu vertheidigen wissen“, erwiderte Lola.

„Gewiß!“ rief der Maler. „Gewiß, ich werfe Jedem, der ihr zu nahe tritt, meine Palette mit allen Oelfarben an den Kopf und vor meinem Malstock, der eine kleine Eiche ist, kann Jedermann sich hüten.“

„Würde Ihr Malstock trachten, auch mit mir in Berührung zu kommen, wenn ich Fräulein Lola meine demnächst erscheinenden Gedichte widme?“

„Nein“, rief der Maler lachend, „setzen Sie nur immerhin auf das Titelblatt ‚Der Putzmacherin Lola zur Erinnerung‘ — Ihre Gedichte werden dann von allen Putzmacherinnen der Welt gelesen werden und einen bedeutenden Absatz finden.“

„Sehen Sie, Lola, so werden Sie noch eine bekannte Persönlichkeit“, sagte Vogel, „und zwar werden alle Leute, die das Buch lesen, den Glauben bekommen, daß Sie längst gestorben seien.“

„Wie so?“

„Weil Schnöberle in diesem Buche von ihm gereimte Grabschriften veröffentlicht.“

„Dann danke ich für die Ehre!“ rief Lola.

„Und ich nehme meine Einwilligung zurück“, sagte der Maler.

„Bösewicht!“ brummte Schnöberle, zu Vogel gewandt.

Plötzlich sprang Lola auf.

„Meine Herren“, sagte sie, „es thut mir sehr leid, aber ich muß Sie nunmehr verlassen, da ich noch einige nothwendige Einkäufe für den heutigen Ball zu machen habe.“

„Eine Speculation auf Deinen Geldbeutel“, flüsterte Vogel Andreas zu.

„Ich werde Dich begleiten, Lola“, sagte Andreas.

Als der Maler und Lola gegangen waren, fragte Vogel seinen Freund Schnöberle nach einer Pause:

„Weshalb starrtest Du vorhin so traurig in Dein leeres Bierglas?“

Und Freund Schnöberle erwiderte:

„Ich habe kein Geld zu dem heutigen Abend.“

Vogel brach in ein lautes Lachen aus.

„Der Dritte!“ rief er. „Gott ist groß! Ich kann Dir pumpen!“

Elftes Kapitel.

Die frohe Zeit.

In dem Haus „zur Rose“ befand sich ein schöner großer Saal mit kleinen traulichen Seitenzimmern, und einer Reihe von kleinen sich in der Höhe hinziehenden Logen. In diesem Saale wollten die Mönche ihr Fest feiern, dort hatten sie ein Podium aufschlagen lassen und die von den zum Verein gehörenden Decorationsmalern selbst verfertigten Coulissen aufgestellt; denn den Anfang des Festes sollte die Aufführung von Vogels Stück machen. Der Festabend war gekommen, noch waren die Lichter im Saal nicht angezündet, noch der Vorhang vor der Bühne nicht herabgelassen, da saß schon bei einen halb herab-gebrannten Talglicht der Literat Vogel auf dem Podium und schaute mit trübem Blick in den öden Saal; aus welchem ihn die Reihen leerer Stühle ungemüthlich ansahen. Vogel, dem es schon lange nicht mehr auf

der Erde gefiel, der mit seinen 24 Jahren schon müde war zum Sterben, flüchtete sich gern in das Land der Phantasie, wo er sich so wohl und frisch fühlte, — und so ein Sonnenstäubchen aus diesem Reiche durch sein Alltagsleben zu blasen, war ihm stets ein besonderer Hochgenuß. In dieser Festnacht nun wollte er sich ganz dem wirklichen Leben entrücken, er wollte alles, was ihn umgab, in einem andern Licht sehen — deßhalb saß er so da, und versuchte schon jetzt sich in süße Träume einzuwiegen — da legte sich eine Hand auf seine Schulter, er fuhr herum, Meinhold stand hinter ihm.

„Bist Du krank, Vogel?“ fragte der Maler.

„Nein!“ lachte der Literat gespensterhaft „Ich fühle mich sehr wohl! Wie viel Uhr ist es?“ —

„Komm! Wir wollen vor Beginn der Aufführung noch ein Glas Wein trinken. Die Lampen werden gerade angezündet, wir wollen den Vorhang herunter lassen.“ Meinhold ließ die Gardine herabrollen. — Als der Vorhang sich wieder emporhob, waren die langen Reihen der Stühle mit Gestalten besetzt, und die Gesichter dieser Gestalten waren gegen die Bühne gerichtet. — Oben auf den Brettern, saß unter einer Blüthenlaube ein üppiges Frauenbild, mit langem wallendem goldenem

Haar, ihr zu Füßen lag ein Jüngling und lauschte auf die Worte, die ihren Lippen wohltönend entflossen. Es war Margarethe Feurig als Prinzessin Flantusche und Meinhold als Cardenio. —

Das Stück des Literaten Vogel war ein dramatisirtes Märchen und zerfiel in zwei Theile. Der erste Theil führte die Zuschauer in den Garten des Sprachlehrers Cardenio. Cardenio ist ein junger, anständiger und begabter Mann, der in allen noblen Häusern Zutritt hat und Unterricht ertheilt. Besonders hoch steht er in der Gunst der Baronesse Aurora. Zu diesem Cardenio flüchtet sich eines Tages ein wunderbares Wesen — ein schönes, hehres aber phantastisches Frauenbild, mit einem Kranz im goldenen Haar von Eicheln und Mohn, von Nelken und Violen. Dieses Wesen erzählt ihm, daß es die Prinzessin Flantusche sei, — sie habe in den ewig grünenden Wäldern ihres Vaters gespielt in nie getrübter Freude, bis sie eines Tages der Grenze zu nahe gekommen, da habe sie ein uraltes Weib, die Zeit, erfaßt und vor sich hergetrieben, und sie habe deren ungeschlachten Sohn, den Flambino, welcher die Esel mit Goldsäcken treibe, freien sollen — da sei sie entflohen, und suche bei den Menschen Obdach. Cardenio nimmt die Prinzessin bei

sich auf und sie erzählt ihm wundervolle Geschichten — er lauscht aufmerksam, und jemehr er hört, jemehr erfaßt es ihn, jemehr wird sein ganzes Wesen verändert. Als er nun wieder seine Sprachstunden geben will, redet er nicht mehr wie früher, sondern in anderer märchenhafter Weise, — da lacht ihn ein Theil seiner Kunden aus, die Andern halten ihn für verrückt, ja sogar Aurora wendet sich von ihm. Er verliert Alles. Verzweifelnd kehrt er heim zur Flantusche, — als ihn diese zu trösten versucht, erscheint Flambino. Der Sohn der Zeit bietet große Summen, wenn Cardenio ihm die Prinzessin herausgeben wolle. Umsonst! Schon will Flambino abziehen, da naht die Zeit, die Mutter Flambino's. Sie umtanzt Cardenio in endlosen Kreisen, eine monotone Weise singend, bis er betäubt und erschöpft zu Boden sinkt — da reißt sie der Prinzessin den Kranz aus dem Haar, welcher auf Cardenio fällt, — dann überliefert sie Flantusche dem Flambino, welcher sie fortschleppt. — So endigte der erste Theil der Komödie.

Der Baron Kroatenküker und Frau von Bunt wohnten dem Fest bei. Oben in einer durch Vorhänge verschlossenen Loge saßen sie und starrten auf die bunte Menge, aus welcher heraus der Sohn der Kammer=

herrin auftauchen sollte. Als die Aufführung begann richtete Cordelia ihre Augen auf die Bühne.

„Derjenige, welcher den Flambino spielt, ist Alexander,“ hatte Kroatenküker der Kammerherrin zugeflüstert und diese erwartete mit Ungeduld das Auftreten des Sohnes der Zeit, — endlich erschien er — entsetzt wandte Frau von Bunt ihre Augen von der Bühne ab.

Die Larve des Flambino war zu entsetzlich, seine Gestalt zu krüppelhaft! Doch bald beruhigte sie sich — bei dem Gedanken, daß dies ja nur eine Schauspielfigur sei, und Alexander in Wahrheit anders aussehen werde.

„Er hat seinen Eseltreiber gut gespielt!“ sagte der Baron, als der Vorhang nach dem ersten Theil fiel. —

Die Kammerherrin starrte vor sich hin.

„Jaromir!“ sagte sie dann plötzlich. „Jaromir — er hat doch keine Geliebte?“

„Und wenn er eine hätte?“

„Ich möchte ihm nicht wehe thun — aber den bisherigen Umgang muß er von dieser Nacht an meiden! Sehen Sie nur, welche verlockenden Mädchengestalten da unter den Zuschauern sitzen. Wie leicht könnte sein Herz an einer solchen hängen, wie leicht könnte

er nicht von ihr lassen wollen, könnte die Mutter seiner Liebe zum Opfer bringen!" —

„Sie haben Recht, Cordelia! Es ist nicht unmöglich, daß Alexander das Gegenstück zur Gräfin Maria wird. Die Gräfin Karioly liebt einen Orgelmann, vielleicht will der Baron Bunt eine Schneidermamsell heirathen!"

Die Kammerherrin fuhr zurück.

„Sind solche Wesen unter den Menschen da unten?"

„Zum größten Theil sind die Menschen da unten solche Wesen!" erwiderte der Baron. „Alle sind sie Nähkäthchen, Putzmacherinnen, lustige flatterhafte Frauenzimmer. —"

„Alexander muß von ihnen fern gehalten werden — doch was verbittere ich mir die Freude des Wiedersehens."

„Die Prinzessin ist Margarethe, die Braut Meinholds!" fuhr der Baron ruhig fort. „Sie hat ihre Rolle gut gespielt; überhaupt das Märchen Vogels gefällt mir. Er hat Ideen, der Vogel — —"

Dabei dachte er an die Idee Vogels, daß er die Kammerherrin heirathen sollte — doch der Vorhang ging empor und der zweite Theil begann.

Flantusche sitzt in Mägdekleidern im Hause Flambino's. Sie spinnt, und unter ihren Fingern bekommen die Fäden glänzende, wunderbare Farben. Eifrig sitzt die

Zeit am Webstuhl und wirkt die bunten Fäden zu prächtigen Gebilden, sie singt die uralte stets gleiche Weise dazu — Flambino aber erfaßt die kostbaren Stoffe, verkauft sie und sackt Geld dafür ein; da erscheint in Lumpen gehüllt eine alte abgemagerte Gestalt, jedoch mit jugendlicher Stimme spricht der Alte sonderbar tönende gewaltig hinreißende Sprüche süß und einlullend, — wo er wandelt streut er Mohn. Flambino schlummert ein, selbst die alte Zeit am Webstuhl vergißt ihre Weise und scheint gelähmt. Da schreitet der wunderliche alte Gesell' eilig auf Flantusche zu, unter seinen Mantel hervor nimmt er den der Prinzessin von der Zeit entrissenen Kranz und drückt ihn derselben wieder auf die Stirne. Kaum fühlt sich Flantusche von dem Kranze berührt, so fallen die groben Gewänder ab und in der früheren Schönheit steht sie wieder da, ihr zu Füßen stürzt der Alte sich als Cardenio verjüngend — und die Thüre öffnend erscheint eine Pilgerin, büßend und bereuend — es ist Aurora, die den Geliebten sucht, welchen sie verstoßen, — sie findet ihn und wirft sich in seine Arme. Segnend reckt Flantusche die Hände über das Paar und — der Vorhang fällt. — Die Stühle wurden gerückt — die Zuschauer erhoben sich, um sich in den Ballsaal zu begeben. Allgemeine Auf=

merksamkeit erregte unter denselben ein Herr, halb in morgen-, halb in abendländischer Tracht. Niemand schien den Herrn zu kennen. Nur eine Dame, die Enkelin der Wirthin zum wilden Fasan, hüpfte graziös auf ihn zu und machte einen Knix.

„Nun Herr Türke, wie befinden Sie sich?“ rief sie.

„Ah, Bajadere! Bist Du auch da!“ sagte Herr Leonard, dem kleinen Mädchen freundlich die Backen streichend, „hat Herr Schnings Dein Portrait vollendet?“

„Morgen wird er es!“

„Und wer bekommt das Bild?“

„Ich behalte es! Ich habe Herrn Schnings durch meine Schönheit und Unschuld so gerührt, daß er mich großmüthig malt ohne Ansprüche zu erheben; dafür aber werde ich ihm morgen, wenn das Bild fertig ist, den schönsten, kurzweiligsten Pas, den ich kenne, vortanzen!“ —

„So —“ sagte Herr Leonard schmeichelnd — „kleiner Kreisel, könntest Du mir nicht auch zu Zeiten einen schönen kurzweiligen Pas vortanzen?“

„Wenn Sie mir ein Frühstück zum Besten geben! täglich!“ —

„So lade ich Dich hiermit zur täglichen Theilnahme an meinem Frühstück ein! O wie Sonnenschein fällt es in meine

Seele bei dem Gedanken, wieder eine schöne Mädchengestalt — — doch was blickst Du mich so nachdenklich an, Kleine?"

„Wenn ich nur wüßte aus welcher Oper Sie wären!" rief das Mädchen, unwillig mit dem Fuße stampfend. „Ich zerbreche mir schon seit gestern den Kopf darüber — Bitte sagen Sie mir es doch!" —

„Kleine, Kleine!" sagte Herr Leonard, mit dem Finger drohend. „Wenn ich ein Opernheld wäre, würde ich kurzen Prozeß machen und Dich nach meiner Ritterburg entführen."

„Und sind Sie so ein Held nicht?" fragte die Tänzerin plötzlich traurig.

„Das kommt auf Dich an" — lächelte Leonard. — „Wenn Du es gern haben willst —"

„Wohin würden Sie mich denn entführen?"

„Nach Hurduwar —"

„Ist es hübsch dort?"

„Sehr hübsch!"

„Giebt es auch Lieutenants dort?"

Ehe Leonard diese Frage der Tänzerin beantworten konnte, war eine Bewegung unter der Menge im Saale entstanden und hatte ihn von der Seite der Kleinen weggedrängt. Die Künstler, die als Acteurs mitgewirkt hatten, waren hereingetreten und man umringte sie,

um sie mit Lobeserhebungen zu überhäufen. — Es war eine Allegorie gewesen, welche Vogel auf die Bretter vor seine Freunde gebracht hatte; und wenn auch Manche von den Verwandten und Freunden der Künstler, besonders (um mit Schiefling zu reden) in weiblicher Linie, den Kopf schüttelten, so faßten sie doch die Mönche selbst richtig auf. Flantusche ist die Prinzessin Romantik, die in den Bereich der Zeit gekommen und von dieser verfolgt und gequält wird. Cardenio, der Geist der Jugend, der Apostel der Romantik, wird verlacht und verstoßen, und die Prinzessin selbst fällt in die Hände des Speculationsgeistes Flambino, welcher sie ausnutzt und ihre bunten Zauberfäden zu Arabesken und Wunderthieren auf Tapeten und Gobelins verwendet, bis endlich der nie zu tödtende romantische Jugendsinn Cardenio sich wieder zur Prinzessin Bahn bricht und ihr den Kranz aufs Neue in die Locken drückt.

„Die Vorstellung war sehr gut!" sagte Herr Leonard. „Ich habe selbst in Drurylane keine bessere gesehen. Es war Alles Gefühl — Wahrheit — verkörperte Poesie. Es gebührt Ihnen der Lorbeer!"

„Wo ist Vogel?" fragte plötzlich Elise.

„Ja!" rief es von allen Seiten. „Wo ist Vogel, der Dichter des Stückes?"

„Er wird gleich erscheinen!“ sagte Andreas.

„Was!“ rief Tante Feurig plötzlich, die mit hinzugetreten war und sich sehr entzückt über das Stück aussprach. „Was? Ist der Dichter nicht Schiller? Sagte man mir nicht, daß es Schiller sei?“

Schiefling und Meinhold lächelten.

„Wir haben Sie getäuscht, Mutter Feurig!“ sagte Letzterer. „Der Literat Vogel ist der Dichter des Stückes. Aber was fragen Sie nach dem Dichter, wenn Ihnen die Dichtung gefallen hat.“

„Ja“, sagte Tante Feurig, „ehrlich und grad heraus: es hat mir gefallen, das Stück! und wenn's auch der Vogel gemacht hat; ich bleibe dabei, es ist wunderhübsch!“

„Vogel ist sehr angegriffen in der Garderobe zurückgeblieben!“ flüsterte Andreas Elisen zu.

„Ist er allein?“ fragte diese hastig.

„Ja!“

Elise verschwand unbemerkt aus dem Saale. Sie eilte nach dem Zimmer, wo der Literat auf einem Sofa lag. Als er das schöne Mädchen in dem Ballanzug, die Blumen, von ihm geschenkt, im Haar, eintreten sah, flog ein Lächeln über seine bleichen Züge.

„Was fehlt Dir, Vogel?“ fragte Elise, sich über ihn beugend und mit zärtlichen Blicken auf ihn schauend.

„Nichts, Elise!“ sagte der Literat. „Nichts, was Dich beängstigen kann. Meine Seele ist nur traurig gestimmt. Ach, ich hätte diese unglückliche Geschichte nicht schreiben und noch weniger zur Aufführung bringen lassen sollen. Sie greift in mein Innerstes, denn ich habe mit dem Sprachlehrer Cardenio ja mich selbst geschildert und die Prinzessin ist meine eigene Seele — —“

„Ich verstehe Dich nicht, Geliebter — aber ich will mit Dir traurig sein!“

„Du bist ein gutes Kind!“ sagte Vogel, Elisen mit seiner kalten Hand über die Stirne und das Haar streichend, „und Du darfst mich auch nicht verstehen, sei auch nicht traurig, denn Deine Augen sind so schön, wenn sie lachen. Sei froh, Elise. Ich fühle jetzt mehr als je die Kraft in mir, etwas zu leisten, was mich aus aller Noth und Sorge reißen wird!“ — Und er umschlang das Mädchen mit seinen Armen.

„Heinrich!“ flüsterte Elise ernst. „Die Leute sagen, daß Du mich nicht allein liebtest, die Einen sagen, Du liebtest Margarethen, die Andern — eine Jüdin, was soll ich glauben?“

Vogel schüttelte schmerzhaft den Kopf.

„Mißgönnst Du mir mein Glück?“ sagte er. „Ich glaubte, daß Du mich liebtest, daß Du keinen Zweifel in meine Worte setztest — daß Du Dich mir hingeben würdest, ohne auf die Menschen zu hören, welche nicht lassen können, immer und immer Steine auf den Unglücklichen zu werfen. Doch ist es dem Weibe zu verzeihen, wenn es an dem Manne zweifelt — also höre! Ich liebe Gretchen nicht, ich liebe sie nicht mit der Liebe, die mich Dir ganz zu eigen giebt. Zwar ist es wahr, daß Gretchen einst vor meiner Seele emporstieg, ein leuchtendes Bildniß, dem ich manches gluthvolle Lied weihte und daß ich, als Meinhold sie gewann — aus Trotz aus, — Ach, Elise, erlaß mir die Beichte —“

„Und Fanny?“

„Sie ist ein geistiges Wesen — und ich bin ihr Bruder!“

„Ich glaube Dir, Heinrich — Du kannst nicht lügen! Wir sind glücklich zusammen.“ —

Als Vogel und Elise in den Saal traten, spielten fünf Musikanten einen wilden Walzer und die Kunstjünger tanzten.

„Du willst auch tanzen, Elise!“ sagte Vogel. „Es thut mir in der Seele weh, daß ich dies Vergnügen

nicht mit Dir theilen kann, aber Du weißt ja — ich tanze nicht!“

„Früher sollst Du es doch gethan haben!“

„Das ist lange her, Elise! Darnach habe ich den Tanz so sehr gehaßt, daß ich fortging, wo ein Walzer gespielt wurde. Jetzt kann ich ruhig zusehen, wenn fröhliche Menschenpaare sich auf diese Weise vergnügen. Komm, dort sehe ich den Dekorationsmaler Schiefling stehen, er wird mit Freuden Dich zum Tanze führen!“

Elise erklärte sich mit Herrn Schiefling zufrieden. Vogel flüsterte diesem ein paar Worte in das Ohr und in der nächsten Minute hatte der Maler mit zierlich gesetzten Worten das Mädchen engagirt und tanzte mit ihm mit ritterlichem Anstand.

Zwölftes Kapitel.

Die frohe Zeit (Fortsetzung).

Es war Mitternacht. In einem der Nebenzimmer des Tanzsaales in der Rose saßen bei einer Punschterrine Herr Schnings und noch einige Maler, welche sich aus dem Gewühl des Tanzes zurückgezogen hatten.

„Dieses Fest“, sagte einer der kleinen Gesellschaft, der Portraitmaler Rainer „scheint mir ein allgemeiner künstlerisch offizieller Annäherungspunkt, aus dem für uns noch viele schöne Stunden erwachsen werden. Betrachtet nur da drinnen im Saale die Festgenossen mit ihren Mädchen — ist es nicht, als hätten sie alle ein Herz und eine Seele. Ich freue mich recht auf die Winterabende, die wir mit Sang und Klang hier noch verleben werden!“

„Ich glaube nicht daran“, warf der Genremaler Hermann ein. „Ich ahne vielmehr, daß aus diesem

fröhlichen Verein der heutigen Nacht für Manchen viel Unheil entstehen wird."

„Krächze nicht!" schrie Leopold, ein Dritter. „Wenn der Saft im Becher glüht, tolle Lust der Brust entsprüht! Ja, ich will leben und lieben und trinken. Heute und später! Wer will mir's wehren!"

„Zwischen heut' und zwischen später
Steht der Tod, der schwarze Peter!"

sagte Hermann dumpf, sein Glas leerend.

„Ein Saphirischer Witz!" rief Leopold. „Der Tod ist kein schwarzer Peter, sondern ein schöner Jüngling mit blassen Wangen und einer ausgelöschten Fackel — er trägt keine Lanze wie der wilde Jäger! Aber Gott steh' uns bei! Seht den Schnings da! Wie er vor sich hinstiert, als sähe er Gespenster! He, Schnings!"

„Baron!" sagte der kleine Maler, in die Höhe fahrend.

„Er träumt — er träumt!" schrieen die Genossen.

In demselben Augenblicke tönte ein einstimmiges Lachen und Jubiliren aus dem Tanzsaale herüber, die Maler sprangen auf und eilten dorthin; Schnings goß sich schnell noch ein Glas Punsch ein und folgte ihnen.

In den Saal hinein hatte sich auf einem elenden

Karren eine Mordgeschichte, umgeben von allerlei abenteuerlichen Figuren, geschoben. Voran sprang mit klappernder Pritsche ein Arlequin, neben dem Karren schritt ein Riese, hoch in den Saal hineinragend, diesem folgte ein zweifelhaftes Wesen, das wie ein Rabe anzuschauen war, und den Beschluß machte eine Gestalt, umhüllt von einem weißen Laken.

Der Zug hielt plötzlich an und der Arlequin stellte die Glieder der Gesellschaft vor. — Da war eine neue, noch nie gehörte Mordgeschichte, welche er den verehrten Herrschaften vortragen wollte, und um dies mit Erfolg thun zu können, hatte er mit vieler Mühe die anderen Mitwirkenden engagirt — da war der Riese — der gewaltige Herold der Fama — und der Rabe der Vergeltung — und der mit dem Laken umhüllte Gegenstand war die Orgel, die das ewige Lamento über die Verderbtheit der Menschen abzuleiern verstand. — Man klatschte Bravo und der Riese öffnete seinen Riesenmund und begann mit hochtragischer Betonung eine Baßstimme laut werden zu lassen.

„Die tiefe, finstere Nacht" begann er —

„Die tiefe, finstere Nacht — das Grauen der Nacht,
Die Zeit, da Troja ward in Brand gesteckt,

Die Zeit, wo Eulen schreien und Hunde heulen,
Wo Geister gehen, ihr Grab Gespenster sprengen,
Die ziemt sich für das Werk, damit wir umgehen —"

„Das klingt schauerlich!" sagte Gretchen zu Meinhold.

„Der Riese ist Schiefling," erwiderte der Maler, „ich erkenne ihn an der Stimme."

„Und der Arlequin?"

„Vogel!"

„Die ziemt sich für das Werk, womit wir umgehen!" schrie der Arlequin. „Zauberer wissen ihre Zeit! Tritt hervor, Azeziel, und beginne!"

Der Rabe schlug mit den Armen, an denen Fittige hingen und fing wild an zu krächzen und zu prophezeien, Heil und Unheil in seltsamen Reimen.

Als er geendet, klapperte der Arlequin mit der Pritsche, schlug an die Leinwand der Mordgeschichte und schrie: „Treten Sie näher, meine Herrschaften — immer näher. Dies ist die Geschichte des Grafen Patroclus und der schönen Dame Athenais, oder der verlorene und noch nicht wiedergefundene Sohn!"

Der Arlequin Vogel erklärte nun die Bilder mit derselben Geschichte, welche ihm der Baron Kroatenküker als den Roman seines Neffen erzählt hatte; und der Graf Patroclus trug auf den Bildern der Mordgeschichte

die Züge des Barons, und der Türke, welchem das Kind anvertraut wurde, sah Herrn Leonard ähnlich. Das vorletzte Bild der Mordgeschichte zeigte, wie Patroclus den Türken wiederfindet und beide sich aufmachen, der Gräfin den Knaben oder einen Ersatz dafür zu schaffen — das Schlußtableau stellte einen dunklen Vorhang dar, welcher noch vor den künftigen Ereignissen ausgebreitet hing und den der Arlequin noch nicht heben konnte.

Als Vogel geendet, stimmte die Orgel die Melodie zu dem Liede über die verderbte Menschheit an, der Arlequin sang es und der Rabe schlug mit den Flügeln den Takt dazu; da schritt durch die Saalthüre ein zweiter Riese herein — als ihn der Andere erblickte, streckte er sehnsüchtig die Riesenarme nach ihm aus und schritt ihm entgegen. In der Mitte des Saales trafen sie sich, — die Orgel ging in eine Walzermelodie über — die Riesen umfaßten sich und fingen an zu tanzen, nun fielen auch die Musikanten mit Tanzmusik ein; die Mordgeschichte wurde aus dem Saale gerollt, der Rabe flatterte, verfolgt vom Arlequin, krächzend durch die Reihen der Tänzer — die Orgel richtete sich auf und zeigte unter dem weißen Ueberwurf das Gesicht des Malers Andreas, welcher die Putzmacherin Lola zum Tanze führte.

Als unten im Saale die Mordgeschichte erschienen war, hatte bei dem ausbrechenden Jubel oben die Kammerherrin von Bunt neugierig den Vorhang ihrer Loge zurückgezogen — theilnamlos starrte hingegen der Baron vor sich hin, bis er plötzlich durch die Stimme des Arlequin aufgeschreckt wurde. „Die Geschichte des Grafen Patroclus und der schönen Dame Athenais“, tönte es von unten herauf — Kroatenküker reckte den Kopf zur Loge heraus und erblickte auf der Leinwand seine Carricatur. Er prallte zurück. „Der Verräther,“ murmelte er und schnell entschlossen zog er den Vorhang zu. Erstaunt blickte ihn Frau von Bunt an.

„Cordelia!“ sagte er fest und bestimmt, „der Augenblick ist da, wo ich Ihnen Alexander vorstellen werde. Kommen Sie!“

„Ihr Benehmen ist erstaunlich brusque. — Ich wünschte diese Mordgeschichte gerade einmal zu hören — haben Sie so lange gezaudert, kommt es auch jetzt auf eine Minute nicht an!“

„Sie täuschen sich, Cordelia — dies ist der günstige Augenblick, wo die Aufmerksamkeit der Leute da unten ganz von der Arlequinade in Anspruch genommen wird und Alexander sich unbemerkt entfernen kann!“

„Es sei!“ sagte Frau von Bunt und erhob sich.

„Ich führe Sie in den Garten, meine Gnädige!" fuhr Kroatenküker fort. „Am Gartenthore steht Ihr Wagen, Sie haben nur wenige Minuten im Garten zu verziehen und Alexander wird vor Ihnen stehen!"

Die Kammerherrin fügte sich — der Baron geleitete sie bis an die Gartenthüre, dann eilte er in den Saal zurück und flüsterte Leonard einige Worte zu — dieser gab Schnings ein Zeichen, ihm zu folgen. Auf dem Gange, welcher von dem Hause nach dem Garten führte, trat Kroatenküker zu dem Maler und seinem Führer.

„Nehmen Sie dies, junger Mann!" flüsterte er Schnings zu, indem er ihm eine Kette mit einem glänzenden Medaillon um den Hals hing und ein Papier in die Brusttasche seines Rockes schob; dann drängte er Schnings vor sich her, während Leonard zurückblieb. Als der Baron und der Maler in den Garten traten, fiel das helle Mondlicht auf eine hohe Frauengestalt, welche unweit des Thores erwartungsvoll stand.

„Dies ist Ihre Mutter!" flüsterte Kroatenküker dem Maler zu, und auf Cordelia zutretend, sagte er laut: „Gnädige Frau, hier bringe ich Alexander!"

Dem Maler ward eigenthümlich zu Muthe, verlegen vor sich hergrinsend, näherte er sich der Dame, die er

Mutter nennen sollte. Frau von Bunt wich zurück, ihre Blicke flogen von Kroatenküker auf Schnings und von diesem zurück auf den Baron. — „Jaromir“, murmelte sie unschlüssig. Da erglänzte das Medaillon am Halse des Malers im Mondenschein, Cordelia's Blicke fielen darauf — sie ergriff es —

„Mein Medaillon!“ schrie sie, und im nächsten Augenblicke die Arme öffnend, schluchzte sie: „Mein Sohn — mein Sohn!“

Dreizehntes Kapitel.

Herr Schnings nimmt von sich selbst Abschied.

Der Wagen, in welchem die Kammerherrin und Kroatenküker Schnings dem Feste der Maler entführte, hielt nach Verlauf einer halben Stunde in der Stadt vor einem großen Hause in einer der Hauptstraßen. Cordelia, die während der Fahrt Schnings zärtlich umschlungen hatte, drückte noch einen langen Kuß auf die Lippen desselben und sagte zu dem Baron:

„Mein Herr Baron Kroatenküker, führen Sie meinen theuren Alexander in die Räume, die er von nun an bewohnen wird."

Der Baron verbeugte sich und stieg aus dem Wagen.

„Wann sehe ich Dich morgen, Mutter?" fragte Schnings, ebenfalls aussteigend.

„Dieser Herr wird Dich zu mir bringen, mein Alexander!" erwiderte Frau von Bunt, die es bei dem Worte „Mutter" süß durchschauerte.

Der Wagen rollte weiter. Kroatenküker trat an den Eingang des Hauses und zog an dem Schellenzuge, der zu der ersten Etage führte. In der Hausthüre erschien ein schwarzgekleideter Bediente, einen silbernen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand haltend. Er leuchtete den beiden Herren die breite teppichbelegte Treppe hinauf und öffnete die Thüre zum Vorzimmer. Durch dieses schritten sie in einen von einem Kronleuchter erhellten, prächtig ausgestatteten Salon. In diesem stand ein Abendessen bereit. Die Tafel bog sich unter ausgesuchten Leckerbissen und Weinflaschen.

„Speisen wir noch ein Weniges, mein Herr!" sagte Kroatenküker, Mantel und Hut ablegend. „Die Nachtluft war kalt, mich friert! Ein Glas Wein muß den Frost verjagen. Auf das Wohl der Frau Kammerherrin von Bunt, Ihrer liebenswürdigen Beschützerin!"

„Venus am Putztische von Palmavecchio, schlechte Copie!" sagte Herr Schnings, vor einem großen Bilde stehend.

„Der eingefleischte Maler!" lachte der Baron. „Aber kommen Sie, Herr von Bunt. Ich möchte nicht gern allein hier essen und trinken!"

Schnings nahm dem Baron gegenüber Platz und

begann gleichfalls zu tafeln, während der Diener aufwartete.

„Sie müssen nunmehr, mein Herr", sagte der Baron nach einer Weile, „Sie müssen nunmehr ein anderes Auftreten annehmen, die Welt und Menschen mit anderen Augen betrachten, wie bisher. Der Rang und der Name, den Sie besitzen, berechtigt Sie zu Vielem, welches Sie bisher nicht gethan, nicht thun konnten. Manche dieser Vorzüge sind gut, manche verleiten zum Bösen. Sie selbst müssen wählen. Da Sie Künstler sind, wird es ihnen nicht schwer fallen, das Edlere zu thun!"

Schnings fand den Wein gut. Er trank ein Glas nach dem andern. Als der Baron eine Pause machte und ihn fragend anblickte, rief er:

„Nein! Nein! Es wird mir nicht schwer fallen, das Edle zu thun! Ich bin ja nun ein Edelmann. Werde einen Degen tragen und Sporen und einen Federhut!"

„Ihre gegenwärtige Kleidung ist allerdings von üblem Aussehen", bemerkte der Baron. „Doch ist schon für andere Garderobe gesorgt. Wenden Sie sich nur an Ihren Diener!"

„Diener!" rief der Maler. „Ja, gehorsamster

Diener, Herr Baron! Ich werde mich bemühen, ganz nach Ihren Rathschlägen zu handeln! Ohne Schmeichelei, ich habe nichts dagegen einzuwenden, sie sind würdig und geziemend! Ich werde mit Ihnen harmoniren, Herr Baron. Wir werden uns schon in der Folge vertragen. Ich bin sehr friedfertiger, stiller Natur — ein harmloser Mensch. — Ach Gott, der Maler Schnings, der beim Leichenbitter Zähringer wohnt für drei Thaler des Monats, Essen und Trinken mit einbegriffen, der . . ."

„Sie sind ein Kind, Alexander!" unterbrach ihn Kroatenküker. „Sie denken immer noch an die Vergangenheit. Das, woran Sie denken, ist ja längst dahin! darf für Sie gar nicht dagewesen sein. Bedenken Sie stets, daß Sie der Baron Bunt sind!"

„Ich, Baron? Bunt?" flüsterte Schnings. „Zur Wohnung ein Hotel — statt elendem Leichenbitterkaffee, Chocolade — fahre in Equipage, hinter mir her stürzen die Diener! ‚Herr Baron?' fragen sie, wenn ich klingle. ‚Herr Baron?' und machen Bücklinge und ich darf sie treten!"

Kroatenküker erhob sich.

„Gegen zwölf Uhr Vormittags komme ich wieder!" sagte er, den Mantel umhängend, „Sie zu der Frau

Kammerherrin zu führen. A propos, wenn Sie ohne Zeugen mit ihr sind, können Sie ‚Du' und ‚Mutter' sagen, auch vor mir brauchen Sie sich nicht zu geniren; sind aber Andere zugegen, so müssen Sie fremd und ceremoniell thun!"

„Ha!" lallte Schnings. „Ich verstehe, weil ich der Sohn des Räubers bin, der Sohn Jaromirs, des Barons — O, ich kenne die ganze Geschichte — Ben Jussuf ist mein Vertrauter!"

„Leben Sie wohl!" sagte Kroatenküker.

„Bleiben Sie doch noch einen Augenblick, Baron!" rief Schnings leutselig. „Schmeckt Ihnen etwa mein Wein nicht? Hihi! Ich bin ganz verliebt in meinen Wein!"

„Ich muß gehen! der Tag graut. Legen Sie sich schlafen! Schlaf wird Ihnen wohlthun! Adieu!" Kroatenküker schlüpfte hinaus.

Schnings sank in einen Sessel — die Lichter flimmerten vor seinen Augen — der Boden drehte sich mit ihm, er fuhr sich wild mit seinen dünnen Fingern durch die langen Haare.

„Schlafen Sie!" dachte er. „Schlafen Sie! hat er gesagt. Schlaf wird Ihnen wohlthun! — Er meint, ich sei betrunken! Puh! Ich bin es auch zur Hälfte.

Der verdammte Malerpunsch balgt sich mit dem Weine in meinem Schädel herum, daß mir das Denken beschwerlich wird. Ich will ausruhen — dann will ich über Manches nachdenken!"

Er erhob sich und tastete auf dem Tische herum nach einer Schelle. Auf den Klang derselben erschien der Diener. „Führen Sie mich in mein Schlafzimmer!" befahl der Maler. Der Diener geleitete ihn durch den Salon. Er hatte seine Noth mit Schnings, denn bei jedem Schritte, den dieser auf dem glatten Boden that, glitt er aus. Aus dem Salon kamen sie in ein Wohnzimmer, aus diesem in ein Studirzimmer — dann in das Schlafgemach. Der Diener stellte das Licht auf den Tisch und fragte Schnings, ob er ihn entkleiden solle. Er erhielt eine verneinende Antwort. Als der Diener gegangen, löschte Schnings das Licht und warf sich auf das Bett. Er schloß die Augen, die ihm in den Höhlen brannten, und wollte schlafen; aber es gelang ihm nicht. In Hirn und Busen wogte und kreiste es entsetzlich und durch Alles hindurch fuhr sich stets wiederholend, der Gedanke:

„Es ist aus mit dem Maler Schnings — der Maler Schnings ist gestorben in derselben Nacht, wo seine Genossen ihr fröhlichstes Fest feierten! Der Maler

Schnings ist Baron geworden.“ — Der Tag dämmerte. Schnings sprang auf und sah sich im Zimmer um, vor dem Bette lagen auf einem Stuhle Kleidungsstücke — auf dem Nachttische fand er eine gefüllte Börse und eine goldene Uhr mit schwerer Kette. Schnings kleidete sich eiligst an. Bald stand er in den eleganten feinen Kleidern, einen Cylinder auf dem Kopfe, vor dem Spiegel. Er betrachtete in der Dämmerung lächelnd seine veränderte Gestalt. So hatte er noch nie in seinem Leben ausgesehen! Sein Herz pochte stürmisch, fieberhaft rann sein Blut durch die Adern. Er packte die abgeworfenen Kleider in einen Bündel, nahm denselben unter den Arm und wollte das Schlafgemach verlassen, als seine Blicke auf ein Papier fielen, welches am Boden lag und den Kleidern des ‚Malers Schnings‘ entfallen sein mußte. Er hob es auf. Es war das Papier, welches Kroatenküker ihm zugesteckt hatte — ein Taufschein, ausgestellt zu Scheveningen, auf Alexander Bunt lautend. Er steckte das Papier sorgfältig ein. Jetzt fühlte er sich ganz Baron. Er schritt durch die andern Zimmer und trat in den Salon. Als sich Schnings in der ihm fremden prachtvollen Umgebung, die ihn seltsam anmuthete, umsah, bemerkte er in einer Ecke des Salons eine

Flasche mit Wein stehen, die der Bediente für sich hatte bei Seite bringen wollen. „Der Dieb!“ dachte der Maler. „Wie er mich schon gleich von vorne herein bestehlen will! Nun, ich werde ihm die Freude zu Nichte machen! Ich werde mich selbst bestehlen, um ihn zu ärgern!“ — Und Schnings, der in Folge seines Rausches fror, setzte die Flasche an den Mund und ließ den Wein lustig die brennende Kehle hinuntergleiten. Eine wohlthätige Wärme durchrieselte ihn. Er stellte die Flasche wieder an ihren Ort und eilte durch das Vorzimmer die Treppen hinunter. Das Haus war offen. Schnings sah auf seine Uhr. Es war um die fünfte Stunde. Er betrachtete die Straße, durch die er schritt, und fand, daß er in der Marienstraße wohnte, welche die Crême des Adels aufnahm. — Schnings schlug den Weg nach einem entfernten Stadttheile ein, nach demselben, wo er gestern noch gewohnt; das Haus war sein Ziel, welches den Leichenbitter Zähringer beherbergte, den Leichenbitter mit seiner Pfeife und seiner Familie, der Katze Putz und dem Kanarienvogel Cyprian. Nach einer langen Wanderung erreichte Schnings endlich seine seitherige Wohnung. Er suchte aus seinen alten Kleidern den Hausschlüssel hervor und öffnete die Thüre, dann schlich er

in den dritten Stock und trat in jene Kammer, die er sein Atelier genannt hatte. Mit lächelnden, vornehmen Blicken maß er das erbärmliche Gemach mit den bunten Bildern, welche er selbst gemalt hatte.

„Unnützer Krimskrams!" rief Schnings laut die Bilder an. „Fort mit Euch! In das Dunkel! Ich wasche meine Hände in Eau de Cologne, kein Spritzchen Oelfarbe soll sie mehr verunglimpfen! Fort mit Euch!" Und er stieß mit dem Fuße gegen die Staffelei, daß sie mit sammt einem neubegonnenen Bilde prasselnd zusammenstürzte. — Auf dem Gange vor der Kammer stand eine große Kiste. Der Maler zog sie in das Zimmer, nahm den Deckel herunter und begann mit krampfhafter Hast alle die Gegenstände, die ihm gehörten, hineinzulegen. Bilder, Lithographien, Malergeräthe, Pfeifen, Bücher — Alles räumte er in die Kiste und zum Beschluß warf er die alten Kleider hinein, mit sammt dem aufgeschlagenen altspanischen Filzbarret und dem Spazierstock, den als Knopf die Billardkugel zierte. Lange saß Schnings auf dem Rande der Kiste und blickte mit starrem Auge den abgetragenen Schnürenrock, die ungarische Weste und das Barret an. Seine Brust mochten wehmuthsvolle Gefühle durchziehen. Endlich riß er sich los, legte den Deckel auf

die Kiste, kramte aus einer Kammerecke ein paar große Nägel und einen Hammer hervor und begann die Kiste zuzunageln. Laut und rücksichtslos tönten die Hammerschläge durch das stille Haus. Während Schnings noch hämmerte, erschien Herr Zähringer im Morgencostüm, herbeigelockt durch das ungewohnte Geräusch, in der Thüre.

„Guten Morgen, Herr Schnings!“ wollte er sagen, als aber der gute Mann die kahlen Wände und den Maler in dem eleganten Anzuge erblickte, erstarben ihm die Worte auf den Lippen.

Der Maler ergriff den Leichenbitter bei der Hand und führte ihn zu der Kiste.

„Hier, Herr Zähringer!“ sagte er feierlich. „Hier dieser Kasten ist der Sarg, in dem der kleine Maler Schnings begraben liegt. Ich habe ihn selbst hineingelegt und den Sarg zugeschlagen. Er ist schnell gestorben, der Maler Schnings, nicht wahr, Herr Zähringer? So schnell, daß kein Mensch eine Ahnung von seinem Dahinscheiden hatte. Sie waren sein Freund und sind Leichenbitter, Herr Zähringer, aber bei ihm müssen Sie eine Ausnahme machen und seinen Todesfall Niemandem ansagen, selbst seinen besten Freunden nicht! In der Stille starb er diese Nacht und still soll sein Andenken sein! Hier diese Kiste ist sein Sarg

und sein Leichenstein. Lassen Sie einen Lackirer kommen und mit großen Buchstaben darauf schreiben: ‚Hier ruht der Maler Schnings!‘ Die Staffelei aber können Sie noch darauf stellen als Obelisk! Hier, Herr Zähringer, haben Sie auch Geld, ich miethe diese Kammer auf unbestimmte Zeit!“

Schnings gab dem Leichenbitter, der ganz bestürzt dastand, ein Goldstück, führte ihn dann aus der Kammer, schloß dieselbe zu und entfernte sich, Herrn Zähringer freundlich grüßend, mit hastigen Schritten. Schnings hatte noch nie im Leben so schön geredet, wie eben zu dem Leichenbitter. Kein Wunder! Hatte er sich doch auch seine Leichenrede gehalten!

Vierzehntes Kapitel.

Der letzte sonnige Tag.

In der Rosenkneipe hatte es aller Orten widergehallt von Tanzmusik und fröhlichem Jauchzen. Sie hatten Komödie gespielt und verwegene Narrenspossen getrieben und der Maler Schnings war ihnen unter all dem phantastischen Treiben abhanden gekommen. — Als Meinhold sich am andern Tage von seinem Lager erhob, war es zwei Uhr Nachmittags; die Sonne schien freundlich in seine Stube; der Himmel spannte sich über der Stadt in herbstlicher Bläue aus, von einem dünnen Nebelschleier überzogen. Meinhold kleidete sich an und ging zu Margarethe. Diese empfing ihn mit lachenden Augen.

„Langschläfer!“ rief sie. „Erst jetzt holst Du mich zu einem Spaziergange ab. Ich warte schon seit Vormittag auf Dich.“

„Glauben Sie es nicht, Herr Meinhold!“ sagte die Tante Feurig. „Sie ist selbst erst vor einer Viertelstunde aufgestanden. Das war eine tolle Nacht, Herr Gott, eine solche Nacht hab' ich mein Lebtag noch nicht mit durchgemacht! Das junge Volk — na — das war ein Tanzen und Schönthun!“

„Nicht wahr?“ fragte der Maler. „Nicht wahr, Mutter Feurig, wir sind eine fidele Brüderschaft?“

„Und der Vogel“, fuhr Frau Feurig fort. „Allen Respect vor ihm! Er hat mich ordentlich weich gemacht mit seinem Schauspiele. — Er ist doch ein Mensch, der ein Herz hat, sonst hätte er nicht ein so schönes Stück schreiben können! Mag's auch Phantasterei sein mit der Prinzessin Flantusche und dem Sprachlehrer Cardenio, so hat er mich doch zu Thränen gerührt — und ich werde ihm, wenn ich ihn einmal sehe droben bei dem Andreas, von Grund meiner Seele die Hand drücken. Weißt Du was, Gretchen, wir könnten ihn auch wohl einmal zum Abendessen einladen; ich glaube, er legt sich immer hungrig zu Bett —“

„Mutter!“ sagte Margarethe mahnend.

„Ach, laß doch die Flirren!“ rief Frau Feurig ärgerlich. „Der Vogel denkt ja gar nicht mehr an

Dich, seitdem er die Elise kennen gelernt hat. Nicht wahr, Meinhold, Sie bringen ihn mir bald des Abends zum Essen mit — den Andreas rufe ich dann auch herunter!“

„Vogel wird sich sehr freuen, eine Einladung zu erhalten“, erwiderte Meinhold. „Hat er auch gerade keinen sonderlichen Appetit Abends, so wird es ihm doch angenehm sein, in Ihr Haus eingeführt zu werden!“

„Dort geht Elise!“ rief Margarethe plötzlich. „Wir wollen sie auf den Spaziergang mitnehmen.“

„Dann holen wir auch Vogel ab!“ meinte der Maler.

Margarethe rief Elise an und im nächsten Augenblick gingen sie.

Als Meinhold bei Vogel eintrat, lag dieser angekleidet auf dem Bett und rauchte.

„Gut, daß Du kommst!“ rief er dem Maler entgegen. „Laß doch den Vorhang vor dem Fenster herunter. Die Sonne guckt mich so unangenehm an. Sie ärgert mich schon eine Stunde lang, das fatale Weib, und ich kann mich ihrer nicht erwehren. Den Dampf der Cigarre blase ich ihr in das Gesicht, aber das genirt sie nicht.“

„Weshalb hast Du nicht selbst das Fenster verhangen?“ fragte Meinhold.

„Ich kann nicht!“ erwiderte Vogel dumpf. „Ich bin matt, meine Glieder sind gebrochen. Die verflossene Nacht hat mich sehr angegriffen; wenn nur Elise bei mir wäre!“

„Sie steht unten mit Gretchen und erwartet Dich, wir wollen einen Gang durch den Park machen.“

„Ich kann nicht mitgehen!“ stöhnte Vogel. „Mein Kopf ist ein elendes, krankes Ding! jeder Schritt macht mir Schmerzen!“

„Raff' Dich auf!“ rief Meinhold. „Die Luft ist so schön, so erquickend, die Mädchen sind so hübsch! Komm!“

„Ich habe Dich auch noch gar nicht über meinen Coup auf dem Balle gefragt“, sagte der Literat. „Was hältst Du davon? Ich habe mich dem Baron auf diese Art als offenbaren Gegner gezeigt!“

„Er war ja gar nicht gegenwärtig!“ warf der Maler ein.

„So war doch sein Helfershelfer, der verdächtige Leonard, zugegen; der sorgt dafür, daß es zu seinen Ohren kommt!“

„Was aber willst Du damit bezwecken?“

„Ich habe ihm den Fehdehandschuh hingeworfen. Er mag ihn aufnehmen. Ich fürchte mich nicht! Ich habe ihm durch die Mordgeschichte gezeigt, daß ich ihn durchschaut habe, daß ich ihn selbst für jenen Grafen Patroclus halte, dessen Geschichte er mir erzählt hat!“

„Es ist doch nur eine Vermuthung von Dir!“

„Die Folgen werden es lehren! Ich denke nichts Gutes von der kommenden Zeit. Wüßte ich nur, wer die Gräfin Athenais ist! Man muß den Leonard in die Schule nehmen. Er scheint mir ein verschlagener Kopf, eine Brutusseele, die unter der Hanswurstenjacke ganz eigenthümlich lebt. Er muß scharf und schlau examinirt werden.“

„Ich halte den Baron und Ben Jussuf für ein paar gefährliche Menschen“, sagte der Maler. „Hüte Dich vor Ihnen!“

„Treuer Eckhardt!“ lachte der Literat.

„Weshalb hassest Du überhaupt den Baron?“

Vogel richtete sich lang und hager im Bette auf.

„Ich hasse ihn!“ sagte er mit dumpfer Stimme. „Ich hasse ihn, weil er mir Fanny entreißen will! Fanny, ein Mädchen, welches ich liebe!“

„Aber, Freund, liebst Du nicht Elise?“

„Margarethe — Elise — Fanny — ich liebe sie Alle! An der Einen die Schönheit des Körpers, an der Andern den Humor, das Pikante, das Naive, an der Dritten den Geist — die Seele! Das ästhetische Gefühl — den Sinn. Glaubst Du das Alles in einem Weibe finden zu können? Soll ich nach einem solchen Wesen suchen und, bis ich es gefunden, verschmachten? Und kann es ein solches Wesen geben? Es wäre ein unsinniges Meisterwerk der Natur, diese Eigenschaften in einem Weibe zu vereinigen, denn vereint müßten sie sich gegenseitig aufheben, paralysiren!“

„Unglücklicher!“ sagte Meinhold, „so schwankt Deine Liebe zwischen diesen drei Frauengestalten?! Du liebst also nicht mit einer großen alleinigen Neigung, wie ich!“

„Thor!“ rief Vogel. „Du belügst Dich selbst! Es giebt keine einzige Liebe und das Heirathen macht unglücklich. Nur einseitige Menschen können einseitig lieben, und wehe dem Künstler, der einseitig wird. Liebst Du nicht den Duft der Rose und dennoch auch den der Nelke, des Veilchens? Hat jeder nicht seine Eigenthümlichkeiten und warum pflücken und binden wir Blumensträuße? Um den Duft dieser verschiedenen Blumen zusammen genießen zu können! Es giebt keine Blume, welche den Duft aller

übrigen mit dem ihrigen verbindet; möchtest Du dazu verdammt sein, Dein Lebelang nur Rosenduft einzuschlürfen oder Veilchenparfüm oder Nelkenduft — stets nur das Eine? — Ich nicht! — Drum laß mich meinen Liebesblumenstrauß binden, mich an dem Gemisch der Farben und Düfte zu erfreuen! Glaube mir, Alle, die auf eine einzige Liebe, auf ein Ideal, auf ein Weib schwören, das ihnen vollkommen genügt, die betrügen entweder Dich oder sich und haben nicht den Muth, es offen zu gestehen!"

„Du entwickelst gefährliche Grundsätze, Vogel", sagte Meinhold. „Ein jedes Frauenherz, das Dir vertraut, ist von Anfang an betrogen!"

„Ich werde nie ein Weib an mich fesseln!" sagte Vogel bebend. „Ich werde denen, die ich liebe, den Abschied leicht machen. Sie werden mich bald vergessen und nur zu Zeiten einmal an den seltsamen Kerl denken, der Vogel hieß, ein Literat war und an ihren Busen sein müdes Haupt gelehnt hat."

„Komm!" drängte der Maler. „Komm, die Mädchen drunten warten über die Gebühr. Der Tag ist so schön!"

Vogel stieg aus dem Bette.

„Ich habe heute noch nicht das Straßenpflaster be-

rührt", sagte er. „Du hast Recht — ich darf meine Gewohnheiten nicht ganz und gar vernachlässigen."

Auf der Straße angelangt, raffte sich Vogel zusammen und näherte sich mit stolzen Schritten den Geliebten. Margarethe ehrfurchtsvoll grüßend, bot er Elise den Arm. Hinaus zogen die beiden Paare in den Park. Das Laub der Bäume hatte schon einen leichten Anflug von Gelb, die Luft war klar, einzelne Vögel sangen. — Ein Wagen kam daher gefahren, drinnen saßen die Gräfin Maria und Adelbert. Die Gräfin ließ den Wagen halten. Meinhold und Vogel traten heran.

„Nun, Meinhold", fragte die Gräfin, „welchen Verlauf hat das Fest genommen? Sie knüpften große Erwartungen daran!"

„Erwartungen, die sich verwirklicht haben, Comtesse!" erwiderte der Maler. „Es war ein lustiges, harmloses Fest, in dem die Jugend ihre Sprünge machte und der Geist auch nicht unbefriedigt blieb!"

„Ich habe davon gehört!" sagte Maria. „Herr Man hat mir das Märchen vorgelesen."

„Sie dürfen mir nicht zürnen, Vogel!" rief Adelbert. „Obgleich Sie mir das Gedicht im Vertrauen gaben, riß mich doch die eigenthümliche Schönheit des-

selben so sehr hin, daß ich den Genuß mit Jemand theilen mußte."

„Mein Werk hat Ihren Beifall gefunden, gnädiges Fräulein?" fragte Vogel.

„Meinen vollkommenen Beifall", erwiderte Maria. „Es steht Ihnen noch eine große und schöne Zukunft bevor, wenn Sie auf diesem Pfade der Literatur fortschreiten!"

Der Literat zuckte die Achseln.

„Wer weiß, ob Ihre Prophezeiung eintrifft, Comtesse!" sagte er. „Ich bin einer jener Sterblichen, denen die Götter in der tollen Laune eines Gastmahls den Funken des Genies als großmüthiges Geschenk in die Seele geworfen haben und, nüchtern geworden, die Gabe bereuten und sie für ihn zum Unheil wandten. Mir blühen keine Rosen dadurch, daß ich Dichter bin!"

„Sie sind traurig gestimmt, Vogel", sagte Adelbert, während die Gräfin ihn gedankenvoll anstarrte. „Kommen Sie doch häufiger zu mir. Ich erzähle Ihnen von Paris, bereite Sie vor auf seine Wunder, nächstes Jahr reisen wir zusammen hin. Seien sie fröhlich!"

„O, ich bin fröhlich!" sagte Vogel trüb' lächelnd. „Ich bin fröhlich, wenn ich unter befreundeten Wesen

bin oder durch die Straßen schlendere, welche die Sonnenstrahlen färben. Ich bin ja mit Wenigem zufrieden!"

„Besuchen Sie mich morgen!" fuhr Adelbert fort. „Ich habe die Lieder, die Sie mir gegeben, componirt, Ich singe sie Ihnen vor! Besonders das eine mit dem Refrain: «Toujours fidèl et sans soucis!» ist mir vortrefflich gelungen."

„Ja!" rief Vogel. «Toujours fidèl et sans soucis!» das wollen wir sein. Lacht nicht der blaue Himmel uns droben so freundlich an und hier unten die Augen schöner Frauen! Sind wir nicht Menschen, Geschöpfe, den Göttern verwandt, zu dem Genusse der Erde geboren? Seien wir sorglos! Gehen wir in den Park spazieren und denken wir an nichts Anderes, als an das, was uns Freude macht!"

Maria und Adelbert fuhren weiter, der Stadt zu. Meinhold und Vogel wanderten mit ihren Gefährtinnen tiefer in den Park.

„Die Gräfin sah heute so glücklich aus", sagte Margarethe zu Meinhold. „Du hast sie mir gezeigt, da sah sie düster, fast tiefsinnig darein!"

„Weshalb soll die Gräfin Karioly nicht glücklich aussehen?" rief Vogel, der plötzlich heiter geworden war. „Sie hat ja nun ihren Geliebten wiedergefunden

und kann mit ihm spazieren fahren und mit ihm musiciren und plaudern und sich wiegen mit ihm auf den Polstern nach Herzenslust.“

„Werden sie sich wohl heirathen?“ fragte Elise.

„Wenn sie einmal die Laune bekommen“, sagte Vogel, „warum nicht? Die Gräfin Karioly wird dann Frau Man und Alles ist im alten Gleise. — Sie haben sich geliebt und heimgeführt, wie es Franz und Gretchen auch thun werden.“

„Und wir?“ fragte Elise. „Thun wir es nicht?“

„Wir bleiben Brautleute!“ rief der Literat, „bis ich Archivarius des Königs geworden bin — oder Theaterdichter — oder Gnade gefunden habe bei dem heiligen Hoffmann und Campe.“

„Wird das bald geschehen?“ fragte Elise.

„Bete zu dem heiligen Hoffmann und Campe, daß er den Roman, den ich ihm schicken werde, nach einem guten Mittagessen durchliest. Sobald der erste Bogen in die Druckerei wandert, nähe den Hochzeitsschleier, — doch, liebe Elise, ich will Dir nicht Hoffnungen machen, die sich nicht verwirklichen werden. Mein Roman ist noch lange nicht beendet — ach, und der Heilige wird mir nicht günstig sein, denn ich bin ein böser Mensch. Heirathe eher einen Maler, Elise, als einen Literaten.

Siehst Du, Freund Meinhold wird seiner Liebe schon im nächsten Jahre das Brautkränzchen flechten — ich aber — ohne Scherz, Mädchen, werde es vielleicht niemals können; aber lieben, und so recht von Herzen lieb haben werde ich Dich stets!"

Elise ließ den Kopf sinken, sie sah, daß Vogel nicht im Scherze sprach. Das Gespräch hatte eine ernste Wendung genommen.

„Elise scheint traurig zu werden!" flüsterte Margarethe Meinhold zu. „Vogel muß ihr nichts Erfreuliches gesagt haben!"

„Er ist ein eigenthümlicher Mensch", entgegnete Meinhold. „Die Frauen müssen ihn ganz verstehen lernen, um glücklich mit ihm sein zu können!"

Die Abenddämmerung war längst eingebrochen, als die beiden Paare an der Restauration, die mitten im Parke lag, anlangten. Sie ließen sich unter den Bäumen nieder. Der Mond ging auf, eine prachtvolle lichte Herbstnacht begann ihr geheimnißvolles Wesen.

Die bebenden Blätter glänzten wie Silber, leise wehten die Grashalme im Winde; zu Zeiten ertönte eine Thierstimme, raschelte es im Gebüsch, dann wieder tiefe Stille! Diese wurde plötzlich durch eine

klangvolle Männerstimme unterbrochen, die ganz in der Nähe sang:

Jetzt fühl' ich noch wohl mich, jetzt bin ich noch jung,
Jetzt find' ich noch Freude und Liebe genung!
Jetzt find' ich noch Mädchen und Freunde im Chor,
Hoch schwingend das Banner der Jugend empor,
Und sie jauchzen das Motto so spät wie früh:
Tousjours fidèl et sans soucis!

Doch wenn nun die Jugend verrinnt und vergeht
Und die schreckliche Zeit die Devise verdreht —
Wenn die Fackeln der Liebe, die Mädchen, verglühn,
Wie Eishauch wird's dann in die Seele ziehn
Und es klinget wie Hohn dann die Melodie:
Tousjours fidèl et sans soucis!

„Das ist ja das Lied, welches ich einst gedichtet!“ rief Vogel aufspringend.

„Es ist Andreas' Stimme!“ meinte Meinhold.

„Er hat das Lied schön gesungen!“ fügte Margarethe hinzu.

„Er sang es nach seiner eignen Melodie!“ sagte Vogel. „Wo mag er aber sein?“

„Dort in der Restauration!“ rief Meinhold. „Komm, wir wollen sehen, ob ich mich getäuscht habe.“

Wirklich fanden sie Andreas und Lola in dem Gastzimmer. Jubelnd sprangen der Maler und die Putzmacherin auf und begrüßten die befreundeten Gestalten.

Andreas und Lola hatten sich verlobt — in ihrem Dachkämmerchen war die Verlobung gehalten worden, ganz in der Stille, nur in Gegenwart von Vogel und Elise, und der Literat hatte eine Rede dazu gehalten, die ihm einen Platz unter den Klassikern erworben hätte, wäre sie in die Oeffentlichkeit gedrungen. So hatte der junge Maler sich mit Lola vereinigt und nun doch in ihr einen Schatz gefunden, trotz Tante Feurig, welche behauptete, daß er flunkere, wenn er von seiner Liebe sprach. Andreas war glücklich wie jeder Mensch, der zum ersten Male ein Weib an sein Herz schließt und den Druck seiner Lippen glühend von zwei anderen begegnet fühlt.

Es war spät in der Nacht, als die Gesellschaft nach der Stadt aufbrach.

Als Vogel von Elise Abschied nahm, lehnte sich das Mädchen lange stumm an ihn, endlich flüsterte sie mit bewegter Stimme:

„Doch wenn nun die Jugend verrinnt und vergeht
Und die schreckliche Zeit die Devise verdreht — —

O, Heinrich, dann komme zu mir, ich will Dir mit dem Hauch meines Mundes das Eis vom Busen

schmelzen, selbst dann, wenn Du mich verlassen hast, Heinrich!"

Der Literat hielt das Mädchen fest umschlungen.

„Elise!" sagte er. „Siehst Du die Maler mit ihren Mädchen im Mondschein wandeln? Sie haben sich ewige Treue geschworen und werden sie vielleicht halten, vielleicht brechen; — ich aber, Elise, breche die Treue, die ich Deinem verlockenden, liebenswürdigen Wesen geschworen, nie. Wenn ich Dich auch anders liebe, wie die Maler ihre Bräute, so fürchte doch Nichts! Wir werden uns verstehen und glücklich sein! Schlaf' wohl!"

Noch einmal berührten sich zärtlich ihre Lippen, dann eilte Vogel davon. Als er in seine Kammer trat, sah er Andreas am Fenster stehen.

„Das war noch ein sonniger Tag!" rief der Maler.

„Mag es nicht der letzte gewesen sein!" erwiderte Vogel. „Der Mond hat Wolken um sich gezogen, das bedeutet Thränen!"

Funfzehntes Kapitel.

Schnings und Maria.

Drei Tage waren nach dem Malerfeste verflossen In der Kneipe des Papa Jacques saßen am Morgen des vierten etliche der Kunstjünger, unter ihnen Schiefling, Otto der Mönch und der Literat Vogel. Plötzlich trat Andreas in das Zimmer, hastig schritt er an den Tisch, wo die Freunde saßen, und sich auf einen Stuhl niedersinken lassend, fragte er flüsternd:

„Wißt Ihr schon, was mit Schnings geschehen ist?"

„Nein!" rief man. „Rede!"

„Schnings ist gestorben!" sagte Andreas mit hohler Stimme.

„Possen! Narrheit! Andreas schwatzt im Rausch!" riefen die Genossen, und Schiefling setzte hinzu:

„Das wolle Gott nicht, daß Schnings in seiner Sünde Maienblüthe in's Jenseits gegangen sei!"

„Schnings ist todt!" sagte Andreas. „Hört die

sonderbare Geschichte. Ihr wißt Alle, daß er auf unserem Feste plötzlich verschwunden war und auch nachdem nicht mehr auf unseren gewöhnlichen Sammelplätzen erschien. Dies befremdete mich und ich ging heute morgen, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Auf dem Hausgang begegnete mir der Leichenbitter, sein Hauswirth; ich fragte ihn nach Schnings; da traten dem Manne die Thränen in die Augen, er ergriff mich bei der Hand und führte mich in Schnings' Kammer. Da sah ich denn das Unerhörte! Mitten in dem ausgeleerten Gemach stand eine große Kiste, auf welcher mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben stand: ‚Hier ruht der Maler Schnings! Betet für seine arme Seele!' Auf der Kiste aber stand seine Staffelei als Grabmal. Zuerst war ich bei diesem Anblick betroffen, schließlich aber fragte ich Zähringer, was aus Schnings geworden sei."

„Nun, da liegt er drinn!" schluchzte der Leichenbitter. „Der ganze Maler Schnings mit Haut und Haaren, das heißt er und seine Bilder!" — ‚Redet vernünftig!' drängte ich den Zähringer, aber es war weiter nichts aus dem Manne herauszubringen. Er wies als Antwort nur mit langem kreideweißem Finger auf die Kiste hin und las mit hohler Stimme die Worte:

‚Hier ruht der Maler Schnings! Betet für seine arme Seele‘!“

„Das ist seltsam!“ sagte Schiefling, als Andreas schwieg. „Höchst seltsam! Sein oder Nichtsein ist hier die Frage!“

„Schnings ist todt! als Antwort!“ krähte Otto. „Die Worte, die auf der Kiste stehen, sind ein frommer Orakelspruch! Betet für seine arme Seele! Kommt, wir wollen ein Todtenamt für Schnings halten und seinen Manen Nachts einen Fackelzug bringen! Die bösen Geister aber, die um sein Kistengrab schweben, zufriedenstellen mit einer Hekatombe, die wir für uns selbst bereiten!“

„Die Todtenmesse, die wir mit läutenden Gläsern eröffnen,“ fuhr der Literat Vogel fort, der Zug der Mönche im Schein der Fackeln, der den Nachthimmel röthet, die Beschwörungen Schieflings, des Hohenpriesters, und vor Allem der Duft der Kälber- und Rinderbraten bewirkt vielleicht, daß der versunkene Geist Schnings’ wieder emporsteigt und gesellig von Neuem unter uns weilet!“

„Und steigt sein Geist nicht wieder empor,“ rief Otto der Mönch, „so wollen wir ihn in unsterblichen

Bildern und Liedern feiern. ‚Der sterbende Schnings' wird mein nächstes Bild heißen!"

„Haha!" lachte Vogel. „Doch immer das Bild eines Mönches!"

„Ich kann die Sache nicht begreifen!" sagte Andreas. „Beim Anblick dieser öden Kammer, dieser Kiste mit dem Spruche der Todten darauf, der leeren Staffelei, überkam mich im Gedenken an den Kleinen im ersten Augenblick eine unendliche Wehmuth. War er auch nicht geachtet unter uns wegen seines schmeichlerischen Wesens, so war er am Ende doch ein gutes kleines Männchen! Wissen möchte ich aber vor allen Dingen, was ihn zu diesem seltsamen Thun veranlaßt hat?"

Der Literat fing an, mit zwei Gläsern unaufhörlich zu läuten und schrie dazu: „Schnings ist todt, Schnings ist todt!"

„Du hast Recht, Vogel!" sagte eine Stimme hinter diesem. „Schnings ist gestorben!"

Meinhold war unbemerkt eingetreten. Sofort wurde er von den Gefährten umringt und befragt, ob er etwas Näheres über den kleinen Collegen wisse.

„Der Maler Emil Schnings ist gestorben," sagte Meinhold, „um als Alexander Baron Bunt aufzuerstehen!"

„Die Metamorphose ist gut!“ schrie Vogel. „O, mir ahnt —!“

„Erzähle, Meinhold!“

„Ich war soeben bei der Gräfin Karioly!“ begann Meinhold. „Die Kammerherrin von Bunt und Alexander Baron Bunt wurden angemeldet. Die Thüre öffnete sich und herein traten die Kammerherrin und neben ihr — mein Auge ward starr vor Ueberraschung — Schnings! Aber wie verändert im Aeußern! In feinster Toilette, das Haar kurz geschnitten, den Kopf stolz im Nacken! Als er mich erblickte, fuhr ein häßliches Zucken über seine Züge, aber er spendete mir einen verbindlichen Gruß. ‚Mein Neffe, Alexander von Bunt!‘ stellte ihn die Kammerherrin der Gräfin vor; als sie sich zu mir wandte, sagte Schnings schnell: ‚Diesen Herrn kenne ich. Meinhold war mir stets ein werther Freund und College!‘ — Ich starrte ihn noch immer an, er war mir ein Räthsel geworden, — Schnings, der kleine Maler in der Kammer des Leichenbitters, Baron Alexander von Bunt. Ich sprang auf, um zu sehen, daß ich nicht träumte. Nur eine kurze Zeit noch blieb ich bei der Gräfin Karioly. Ich empfahl mich, da ich fühlte, wie unbehaglich für die Gräfin und die Kammerherrin mein erstaunungsvolles Schweigen, aus

welchem ich mich nicht emporreißen konnte, sein mußte. Also, meine Freunde, bestätige ich es, daß Schnings, der Maler, gestorben ist, denn der Baron Bunt hat mit diesem unserem Genossen nichts mehr gemein!"

„Patroclus", schrie Vogel, „nun glaube ich zu wissen, wer Deine Athenais ist! O, ich bin bereit, eine Lanze mit Dir zu brechen, und bald, sehr bald wird dies geschehen!"

„Hüte Dich, Vogel!" rief Meinhold. „Der Baron ist ein gefährlicher Mensch! Ich habe Dich gewarnt!"

Der Literat versank in Nachdenken.

„Schnings — Baron Bunt!" sagte Schiefling. „Ein nicht gewöhnlicher Vorfall!"

Otto der Mönch krähte.

„Rede deutsch!" sagte Meinhold zu ihm.

„Wir sind um die Leichenfeier betrogen!" sagte Otto. „Das stimmt mich traurig. Fühlst Du mit mir, Andreas?"

Dieser saß in sich gekehrt da.

„Der Maler Schnings ist gestorben!" sagte er eintönig. „Betet für seine arme Seele!"

Sechszehntes Kapitel.

Am Scheideweg.

Frau von Bunt hatte Schnings als den Sohn ihres Bruders in dem Hotel Karioly eingeführt. Sie zweifelte nicht mehr daran, daß Kroatenküker ihr wirklich den Sohn zugeführt hatte. Das Medaillon mit dem Bildniß ihrer Mutter, der Taufschein war in seinen Händen; warum sollte sie noch zweifeln? — Wenn von Zeit zu Zeit Argwohn in ihr aufstieg, so bekämpfte sie ihn gern, warum sollte sie eine Täuschung, in welcher sie sich glücklich fühlte, ohne die allertriftigsten Gründe zerstören? Und Schnings war so bescheiden, so einschmeichelnd.

Als die Kammerherrin den Maler seiner neuen Cousine, der Gräfin Maria, vorstellte, als der junge Mann in dieser jene Dame erkannte, zu welcher er seit jenem Zusammentreffen im Park sich so mächtig

hingezogen fühlte, sank er zitternd in einen Sessel und war unfähig, ein Wort zu reden.

Die Kammerherrin pries Alexander bei Maria an, sie erzählte von seinen Talenten, seinem feinen Kunstgefühl u. s. w., sie erzählte dabei viel Schönes von Schnings, was er gar nicht besaß — sie dichtete es dem Sohne an, weil es in ihrem eignen Busen ruhte. Maria betrachtete den kleinen gelben Gesellen in den feinen Kleidern, die nicht recht zu seinen Bewegungen paßten, lange mit düstern, nachdenklichen Blicken Dieser Mensch sollte der plötzlich aufgetauchte Sohn des verschollenen Bruders der Kammerherrin sein? Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich Maria's, es war ihr, als ob er noch ein ungeahntes Elend über sie bringen würde, welches sie um so mehr fürchtete, da sie sich gegenwärtig durch die Liebe Adelberts so unendlich glücklich fühlte. Baron Alexander zeigte sich äußerst einsylbig — er sprach nur mit den Augen, und wenn er diese auf Maria richtete, so drohte er sie mit Gluth zu verzehren. Plötzlich sprang er auf und verabschiedete sich bei den Damen. Zagend stand er vor der Gräfin und wagte nicht, sie in der Nähe anzublicken, doch, wie getrieben von einer innern Maschinerie, ergriff er ihre Hand und drückte einen sengenden Kuß darauf. Maria

fuhr entsetzt zurück, es schien ihr, als hätten sie die gelben Lippen des Kleinen wie eine Schlange gestochen. Schnings verließ das Haus der Kammerherrin und eilte hastig durch die Straßen nach seiner Wohnung.

„Guten Tag, Herr Schnings!" rief ihm unterwegs ein kokett gekleidetes Mädchen zu. „Wohin so eilig, nehmen Sie mich mit!"

Er hörte es nicht und rannte weiter.

„Du bist ein Hochverräther, junger wilder Fasan!" sagte der Literat Vogel, welcher neben dem Mädchen herschritt. „Du darfst bei Leibe nicht mehr Schnings zu diesem Herrn sagen, das ist der Baron Alexander von Bunt!"

Die Tänzerin machte ein verwundertes Gesicht.

„Der Baron Bunt? Es war ja der Maler Schnings, derselbe, welcher mich in seiner Dachkammer malt!"

„Ganz recht!" sagte Vogel. „Er ist jetzt Baron geworden und hat viel Geld! Heirathe ihn, Fasan!"

„Den?" lachte das Mädchen. „Nein! Nicht um alle Schätze Indiens! Ich habe einen ganz Andern, der mich heimführen soll als seine Sultane!"

„Wer ist das?"

„Der Herr von Leonard! Seinen andern Namen habe ich vergessen!“

„Den willst Du heirathen — den alten grauhaarigen Hanswursten?“

„Ja! O, ich frühstücke schon jeden Morgen bei ihm und — er wird mich heirathen!“

Sie gingen weiter. Schnings war längst in der langen Straße verschwunden. Er war nach Hause gerannt, denn eine gewaltige Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Von Maria war er kalt empfangen, unterwegs war ihm „Schnings“ zugerufen worden, er hatte sich vor sich selbst geschämt. Er fühlte sich äußerst niedergedrückt, aber er wollte dieses Schwächegefühl bekämpfen und glaubte dies am ersten dadurch zu können, daß er sich ganz in seine neue Stellung hineinlebe. Zu Hause angekommen, zog er einen seidenen Schlafrock an, drückte einen Fez auf sein Haupt und zündete sich eine türkische Pfeife an — dann warf er sich auf einen Divan und versuchte, große Dampfwolken vor sich hinblasend, den Pascha zu spielen! Umsonst! Er fühlte sich unbehaglich, er fühlte sich lächerlich. Der Fez brannte auf seinem Schädel, der Schlafrock zwickte ihn unter den Armen, er sprang auf, warf Fez und Schlafrock von sich und rannte in Hemdärmeln im

Zimmer auf und ab. Er dachte daran, wie sein Herz vor Freude gejauchzt hatte, als Leonard ihm zuerst von seiner Standeserhöhung gesprochen, wie er in ihr den Weg sah zum Ziele seiner Wünsche — zu Maria. Jetzt hatte er vor ihr gestanden und sich kaum getraut aufzublicken, eine innere Stimme hatte ihm zugerufen: „Wie kommst Du hierher, Gaukler, Betrüger?“ — Betrüger! Es kam ihm vor, als fände er dies Wort auf allen Gesichtern geschrieben. Ja — ja! Er wollte umkehren, er wollte arbeiten, wollte nur als Künstler wieder vor Maria treten — o, er fühlte es, dann würde er fest und sicher ihr in das Antlitz sehen können. Er wollte zurückkehren in seine Kammer! — Seine Kammer! Wie kalt fuhr es über sein Herz, wenn er an die nackten, öden Wände dachte, wenn er jetzt daran dachte, wo rings um ihn Seide, Sammt und Damast glänzte. — — Die Gedanken wirbelten in seinem Gehirn — ein Entschluß mußte gefaßt werden. Er kleidete sich an und verließ auf's Neue seine Wohnung. Er eilte nach dem Hotel Karioly und ließ sich dort zur Kammerherrin führen; er wollte ihr sagen: „Ich bin Dein Sohn nicht! Oder sollte ich es dennoch sein, so laß mich aus Deinen Banden!“

Frau von Bunt befand sich in ihrem Salon, als

Schnings hastig und aufgeregt eintrat. Einen Blick auf das erhitzte Gesicht des Malers werfend, schritt Cordelia auf ihn zu und fragte besorgt: „Was ist Dir, Alexander? Bist Du unwohl, mein Sohn?“

„Mein Sohn!“ diese Worte bannten Schnings auf die Stelle, wo er stand. „Mein Sohn!“ Diese Worte umgaukelten ihn so süß, er hatte den Ton ja früher nie gehört, — sein Entschluß war dahin!

„Mutter, Mutter!“ stotterte er.

Die Kammerherrin führte ihn zu einem Sessel und ließ ihn niedersitzen.

„Du bist sonderbar erregt, was ist vorgefallen?“

„Vorgefallen? Nichts! Nichts! Aber — Du weißt — Du weißt, ich war Künstler; laß mich wieder Künstler sein, laß mich in meine frühere Sphäre zurückkehren!“

„Gefällt es Dir in unseren Circels so wenig?“

„O — das nicht! Aber wir Künstler haben unsere Ideale!“

„Nun? Solltest Du keines in unserer Gesellschaft finden?“

„Doch — —“

„So nenn' es! Sprich unverhohlen!“

„Da sieh' es!" schrie Schnings aufspringend und mit starrem Blick auf ein an der Wand hängendes Portrait zeigend.

„Maria Karioly! — — — Ah!" rief die Kammerherrin.

„Ich liebe sie!" stöhnte der Maler.

„Beruhige Dich!" sagte nach einer Pause Frau von Bunt. „Ich werde Alles aufbieten, sie günstig für Dich zu stimmen!"

„Thue es, Mutter!" rief Schnings. „Und bedenke, Du gewinnst sie für mich, oder Du wirst auf's Neue Deinen Sohn verlieren!"

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

Bennecke, Wilhelm

Malerleben Roman in drei Büchern

Bd.: 2

Cassel, Leipzig 1871